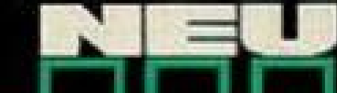
1,80 DM / Band 601
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Aibons Monster-Troll

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Aibons Monster-Troll

John Sinclair Nr. 601

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 09.01.1990

Titelbild von Tim White

Sinclair Crew

Aibons Monster-Troll

Ich bekam kaum Luft, weil die Wassermassen vehement wie ein dichter Vorhang vom Himmel stürzten. Die Landschaft um mich herum war verschwunden, einfach weg, eingetaucht in ein finsteres, verwaschenes Grau, das alles verschluckte.

Zur rechten Seite hin deckte mich der Körper meines Reittieres. Ein weißer Hirsch mit mächtigem Geweih, der neben mir hertrottete. Links rauschte das Wasser in die Wälder. Ein vom Himmel fließender Fluß, der alles mit sich reißen wollte.

Seit einer geraumen Weile ging ich zu Fuß. Auf dem Rücken des Hirsches hatte ich mich kaum halten können; die wilden orkanartigen Böen hätten mich beinahe zu Boden gefegt. Das Unwetter war wie ein Blitz aus heiterem Himmel über mich hergefallen.

Meine Führerin, die Geistfee Perlhaut, hatte mich bereits gewarnt, denn wir bewegten uns in einem Gebiet, wo vieles anders war. Es gehörte zu den wilden Regionen des Landes Aibon und war selbst von seinen Bewohnern bisher kaum erforscht worden…

Hier waren Klimazonen eine Symbiose eingegangen. Es gab den Dschungel ebenso wie die Wüste oder den mitteleuropäischen Mischwald. Hitze und Kälte, Sonne und Regen. An einem Tag erlebte die Natur oft mehrere Wechselbäder.

Wir hatten die felsige Region erreicht. Sich das Wasser aus der Stirn zu wischen, hatte keinen Sinn. Eine halbe Sekunde war ich wieder wie geduscht.

Außerdem klebte mir die Kleidung am Körper. Naß wie eine Ratte oder Katze, dieser Ausdruck traf auf mich zu. Der Untergrund war zu einem reißenden Bach geworden. Da schäumte es mir entgegen.

Fluten von Wasser, die zwischen den Querspalten gurgelten, wieder herausgeschleudert wurden, weiter talwärts strömten und an meinen Füßen zerrten, um mich mitzureißen.

Ein paarmal war ich ausgerutscht und hatte mich glücklicherweise am Geweih des Hirschen festhalten können. Dieses ungewöhnliche Fabeltier wich auch jetzt nicht von meiner Seite. Ich hatte es längst als Freund und treuen Begleiter akzeptiert.

Eigentlich war es ein Wahnsinn, diesen Weg zu gehen, doch Perlhaut hatte keine andere Alternative geboten, und auf den Feengeist mußte ich mich verlassen.

Ich hatte ihn lange nicht mehr gesehen. Vielleicht war es auch nicht möglich, denn in der von Fluten durchtränkten Luft hob sich kaum etwas ab. Wie lange der Weg noch dauern würde und wo mein eigentliches Ziel lag, davon hatte ich keine Ahnung.

Da riß auch nichts auf, ich sah nur das verdammte Wasser, das mir manchmal den Atem raubte, wenn es voll gegen mein Gesicht schlug. Einen derartigen Regen hatte ich noch nie erlebt.

Überall war Wasser.

Nein, nicht überall, wie ich sehr bald schmerzhaft feststellte, denn ich war gegen ein Hindernis gelaufen. Den Kopf legte ich in den Nacken, schaute nach vorn und sah trotz der Fluten etwas Dunkles vor mir in die Höhe ragen.

Eine Wand, bestehend aus ausgewaschenen, glatten Felsen, ein querlaufendes Hindernis.

Aus der Traum, da kam ich nicht weiter. Ich duckte mich tiefer gegen den Körper des Hirsches, der genau in diesem Augenblick nach rechts auswich. Ich bekam keinen Halt und griff auch beim Nachfassen noch ins Leere.

Schmierseife ließ meine Füße wegrutschen. Ich lag auf dem Boden und fluchte. Wasser drang in meinen Mund. Ich hustete es aus und stemmte mich wieder hoch.

Warum hatte der Hirsch ausgerechnet jetzt zur Seite laufen müssen? Wollte er mich ärgern?

Das war nicht der Fall, denn er wartete nicht weit entfernt. Trotzdem

sah ich seine Gestalt nur als schwachen Umriß.

Mehr stolpernd als gehend erreichte ich ihn und keuchte. »Das machst du auch nicht noch mal, mein Freund!«

Er bewegte sich weiter.

Diesmal an der querlaufenden Felswand entlang und auch in die rechte Richtung. Egal, wo mich das Tier hinführte, Hauptsache, es ging weiter, und ich löste mich unter den Wassermassen nicht auf.

Über uns bewegten sich plötzlich Schatten. Gewaltige Kräfte rüttelten und schüttelten sie durch. Erst bei genauerem Hinschauen erkannte ich in ihnen Baumkronen.

Der Regen ließ nicht nach, er traf mich nicht mehr so direkt. Dafür verstärkte sich über mir das Rauschen, als die Wassermassen in den Blätterwald schlugen.

Der Boden blieb rutschig, ich konnte mich jedoch halten und tastete mich weiter vor.

Der Hirsch neben mir verkleinerte sich, ein Zeichen daß es bergabging und wir zudem einen Wald erreichten, denn jetzt schlugen mal Zweige nach uns wie wilde Hände.

Ich duckte mich noch tiefer. Mein Hirsch drückte mich nach links und berührte mit seiner nassen Schnauze mein Gesicht, um mir den exakten Weg zu weisen.

Er führte uns zwischen die Felsen.

Eine Rinne, mehr nicht. Angefüllt mit Regen und Wolken, Dampf und einer widerlichen Nässe. Er war sehr schmal, der weiße Hirsch mußte hinter mir hertrotten. Ich hatte meine Arme ausgestreckt, um irgendwelche Hindernisse ertasten zu können, denn Dunkelheit und Regen hüllten uns wie schwarze, nasse Tücher ein.

Wo das Wasser hinwollte, gelangte es auch. Völlig durchnäßt bewegte ich mich weiter, bis plötzlich der Regen aufhörte. So schnell, daß ich es kaum begriff. Erst als mich das Reittier in den Rücken stieß, wurde mir bewußt, wo ich gelandet war.

Direkt in einer Höhle!

Kein Wasser fiel mehr aus den Wolken und füllte die Höhle aus.

Das Rauschen blieb hinter mir zurück wie ein fernes, langsam abziehendes Unwetter.

Ich blieb einfach stehen, öffnete den Mund und holte tief Luft.

Mein Gott, das tat gut!

Die Kühle füllte meinen Mund, strich über die rissigen Lippen.

Mein Herz klopfte schnell. Nach den Anstrengungen fühlte ich mich sehr erschöpft, hatte Blei in den Beinen und griff mit zitternder und kalter Hand unter meine nasse Kleidung, wo die kleine Lampe steckte. Ich schaltete sie ein. Das Zittern der Hand übertrug sich auf den Lichtkegel.

Es strahlte durch die Höhle, glitt über feuchte, unregelmäßig

gewachsene Wände hinweg, ließ Wasserpfützen aussehen wie trübe Augen und drang auch ein in zahlreiche Winkel, Spalten und Risse, die ein Muster in die Wände gezeichnet hatten.

Ich nieste.

Es glich einer Explosion, aber es mußte raus. Dann stolperte ich voran, weil ich eine Sitzgelegenheit entdeckt hatte, auf der ich mich niederlassen konnte.

Es war ein kleiner Felsvorsprung. In Höhe meiner Knie bildete er eine Abflachung.

Es tat mir gut, endlich ausruhen zu können. Ich streckte die Beine aus, die Lampe ließ ich brennen und dachte daran, daß ich mich eigentlich hätte bewegen müssen, um die Kälte aus meinen Gliedern zu vertreiben und den Kreislauf wieder auf Touren zu bringen.

Mühsam stand ich wieder auf, sprang einige Male in die Höhe, schleuderte die Arme vor und zurück, beobachtet von den – wie mir schien – klugen Augen des weißen Hirschen.

Er hatte mich in diese Höhle geführt, wo wir Schutz vor den Naturgewalten fanden. Ein schneller, kaum faßbarer Ritt durch das Land Aibon lag hinter uns, und ich wußte auch, daß ich nicht grundlos in dieser Höhle steckte und mich in diesem Gebiet befand, zu der dieser Unterschlupf gehörte.

Alles hatte einen Sinn. Das stammte nicht von mir, sondern von Perlhaut, dem Feengeist, den ich in diesen Augenblicken vermißte, denn mit meinem Reittier konnte ich nicht reden.

Ziemlich außer Atem und dabei aus der feuchten Kleidung dampfend, ließ ich mich wieder auf dem Steinbrocken nieder, die Beine ausgestreckt, die Hacken gegen den Boden gestemmt.

Es war still geworden. Ich leuchtete dorthin, wo ich den Eingang vermutete, und ich fand ihn. Von dort her erklang ein dünnes Rauschen. Regen-Monotonie. Wenn er aufhören würde, das konnte ich nicht einmal raten. Es gab Regenfälle, die dauerten einige Tage an.

Der Hirsch hob den Kopf.

Eine Bewegung, die mich normalerweise nicht mißtrauisch gemacht hätte, aber wie er es tat, ließ mich doch aufsehen. Schnell und dennoch vorsichtig, scheu und trotzdem wissend.

Er schaute dabei in eine bestimmte Richtung, schräg an mir vorbei in den Hintergrund der Höhle. Sein Maul stand spaltbreit offen. Mit dem dampfenden Atem drangen auch andere Geräusche hervor, ein gefährlich klingendes Schnauben.

Ich stand auf.

Sehr langsam drehte ich mich um. Mein Rücken fühlte sich an wie ein straffgespanntes Stück Leinen.

Ich blickte in den Hintergrund der Höhle – und versteifte. Denn dort, aus der dicken, tintigen Finsternis hervor, starrte jemand in meine

Richtung.

Wer es war, konnte ich nicht sehen. Keinen Umriß, kein Gesicht, aber was ich sah, reichte aus.

Ein glühendes Augenpaar kontrollierte mich!

***

Ich tat zunächst einmal gar nichts, denn auch das Augenpaar rührte sich nicht vom Fleck. Es starrte nur unentwegt zu mir hin, als wollte es mich sezieren.

Die Hufe des Hirschs verursachten hell klingende Geräusche auf dem Felsboden. Das Tier zog sich zurück. Wahrscheinlich wußte es von der großen Gefahr.

Meine Waffen hatte ich steckengelassen, ich zog sie auch nicht, als sich das Wesen voranbewegte.

Schleichend verließ es den Unterschlupf. Ich leuchtete jetzt geradewegs in seine Richtung. Meine Lampe gab genügend Helligkeit ab, um das Wesen erkennen zu können.

Es war ein Monster!

Eine Katze, ein Hund, ein Wildschwein? Keines von den aufgezählten Tieren, aber alles paßte irgendwo.

Der Kopf sah aus, als würde er von einer Katzenart stammen. Sie bewegte sich auf Beinen, die denen eines Hundes ähnelten, und der Rücken besaß eine Wölbung wie bei einem Wildschwein. Selbst Borsten wuchsen darauf.

Aibon, das Land der Legenden und Märchen, bot mir tatsächlich immer neue Überraschungen.

Daß dieses Wesen nicht eben zu meinen Freunden gehörte, stand fest. Es näherte sich mir schleichend, wie jemand, der bereit war, jeden Augenblick zu starten.

Der weiße Hirsch hatte sich zurückgezogen. Mit zitternden Flanken stand er dicht an der Felswand. Gegen das Monstrum besaß er keine Chance. Das würde ihn eiskalt reißen.

Und ich?

Okay, die Beretta stand mir zur Verfügung, mein Dolch und der Bumerang ebenfalls. Sollte ich angreifen oder erst seine Attacke abwarten? Ich entschied mich für die zweite Möglichkeit. Das Monstrum hatte sein Versteck nicht ohne Grund verlassen, es mußte die frische Beute gerochen haben.

Plötzlich blieb es stehen. Dabei preßte es seinen Oberkörper dem Boden entgegen, spannte aber die Hinterläufe, für mich ein Zeichen, daß es sich bewegen würde.

Das Monstrum sprang.

Und wie schnell es war. Plötzlich wuchs es vor meinen Augen auf und wurde dabei zu einem regelrechten Riesen.

Ich tauchte zur Seite, rutschte aus, fiel hin, vernahm ein schreckliches Fauchen, wobei der Lampenstrahl nicht nur in das aufgerissene Maul hineinleuchtete, sondern auch über die scharfen Krallen hinweghuschte, mit denen die Füße bewehrt waren.

Ich feuerte. Zweimal drückte ich ab. Die Beretta war zwar feucht geworden, ihre Funktion allerdings hatte unter den Witterungsverhältnissen nicht gelitten.

Die Kugeln trafen.

Sie hämmerten in den Schlund, rissen dort Löcher, und ich sah, wie einiges an Haut und Knochen herumspitzte, begleitet von weißgrünem Schleim, der sich ebenfalls innerhalb des Maules wie eine dicke Suppe verteilte.

Das geweihte Silber hatte es geschafft. Mit einem irren Laut landete der schwere Körper nicht weit von mir entfernt, wo er sich wälzte und um sich schlug.

Durch schnelle Drehungen brachte ich mich aus der Gefahrenzone, sprang auf und schaute mit schußbereiter Waffe zu. Die Pistole brauchte ich nicht mehr einzusetzen, das Monstrum war von den beiden Kugeln tödlich getroffen worden.

Der Körper war noch vorhanden. Er zuckte, er wälzte sich, und er sonderte zunächst in seinem Innern eine gewaltige Menge grünweißen Schleims ab, der ihn ausfüllte, seinen Druck derart verstärkte, daß die Haut ihm nicht mehr standhalten konnte.

Vor meinen Augen platzte das Monstrum weg. Es explodierte in einer wahren Wolke aus Schleim, Haut und Knochenteilen. Ich lief weg und duckte mich. Da war mir der Regen schon lieber als diese durch die Höhle schießende Masse.

Ein paar Spritzer trafen mich, die ich nur schwerlich abwischen konnte, da sie festklebten.

Von der eigentlichen Form des Körpers war nichts mehr vorhanden. Der Schleim hatte sich verteilt und eine große Lache gebildet, die ich ebenso umrundete wie mein Reittier.

Ich konnte nicht anders, aber ich mußte dem weißen Hirsch zugrinsen. »Das hätten wir gepackt, mein Freund, du brauchst keine Furcht mehr zu haben.«

Der Hirsch schaute mich mit einem beinahe schon menschlichen und verständnisvollen Blick an. Ich zwinkerte ihm zu, bevor ich mich in Bewegung setzte, denn ich wollte die Höhle besichtigen, aus der das Monstrum gekrochen war.

In diesem Teil der Grotte fiel die Decke flach ab. Zwar brauchte ich nicht den Kopf einzuziehen, viel fehlte trotzdem nicht. Ich leuchtete hinein und sah meine Annahme bestätigt.

Das Monstrum hatte sich Opfer geholt, um seinen Hunger zu stillen. Bleiche Knochen, manche von einem grünen Schimmer überzogen,

tauchten im Schein meiner Lampe auf.

Ich schüttelte mich, als ich die Reste sah. Ob Menschenknochen dabei gewesen waren, konnte ich nicht erkennen. Außerdem lebten in Aibon so gut wie keine Menschen. Was da lag, mußte sich aus den Überresten von mir unbekannten Tieren zusammensetzen.

Der Gestank, der mir aus der Höhle entgegendrang, war einfach widerlich. Nicht direkt nach Moder riechend, eher wie faules Wasser, in das jemand Exkremente beigemischt hatte.

Ich zog mich wieder zurück, untersuchte noch eine zweite Höhle, die wesentlich kleiner war. In ihr lauerte niemand, der Lichtkegel traf nur das blanke Gestein.

Okay, die erste Feuertaufe hatte ich bestanden. Nach der Niederlage war es ein Sieg geworden, nur war ich damit meinem eigentlichen Ziel nicht näher gekommen.

Es ging um die Vernichtung der Horror-Reiter!

Eine Verrücktheit, wenn ich näher darüber nachdachte, aber in Aibon hatten sich die Hüter des Landes, die Männer in Grau, entschlossen, mich einzusetzen.

Ich allein gegen AEBA!

Das war nicht zu schaffen, das hatten sie vielleicht auch gewußt und deshalb zu einem verflucht widerlichen Mittel gegriffen, das einen simplen Namen besaß: Erpressung!

Die Männer in Grau hatten Suko in ihre Gewalt gebracht und hielten ihn in einer einsamen Blockhütte gefangen.[1] Gefesselt lag er auf einer Pritsche, über ihm schwebte ein Messer. Es bildete das Ende einer teuflischen Konstruktion, die von den Männern in Grau betätigt werden konnte. Über eine Rolle würde ein Stahlband intervallweise abgewickelt, bis die Messerklinge irgendwann einmal die Brust meines Freundes berühren und durchbohren würde.

So sah es aus, das mußte ich hinnehmen und mich zwangsläufig dem Willen der Hüter Aibons beugen.

Es war für mich mit einem ungemeinen Druck verbunden. Schaffte ich es nicht, die Horror-Reiter zu besiegen, war das Leben meines Freundes keinen Penny wert.

Einmal schon hatte ich ihnen gegenübergestanden. Das war auf der kleinen Waldlichtung gewesen, zusammen mit den Trooping Fairies, den elfenhaften Wesen auf ihren weißen Rössern.

Sie wurden von den Horror-Reitern gnadenlos gehetzt und auch getötet. Für AEBA war es einer der Schritte, um das Land Aibon in ihren Besitz bringen zu können.

Auf der Lichtung hatte ich es versuchen wollen, war aber durch die Magie der Männer in Grau wieder für eine kurze Zeit in die normale Welt zurückgeholt worden. Als man mich wieder freiließ, lebte von den Trooping Fairies niemand mehr.

Die Horror-Reiter hatten sie gnadenlos vernichtet. Zurückgeblieben waren Scherben, zusätzlich angefüllt mit einer aufgequollenen gallertartigen Masse.

Ich hatte ein Bild des Todes erlebt und war deprimiert gewesen.

Bis zu dem Zeitpunkt, als mich der Feengeist dazu überredet hatte, wieder auf den Rücken des weißen Hirschen zu steigen und wegzureiten. Perlhaut, die von den Horror-Reitern getötet worden war, deren Geist aber überlebt hatte, wollte mich zu AEBA bringen.

Ich war schließlich in dieser Höhle gelandet, ohne von den dämonischen Schergen auch nur ein Knochengesicht gesehen zu haben.

Zusammen mit dem weißen Hirschen stand ich in dieser Höhle und dachte darüber nach, wie es weitergehen konnte.

Das Ziel stand fest. Ich mußte die Horror-Reiter finden, bevor die Männer in Grau meinen Freund Suko töteten. Daß sie nicht blufften, war mir klar.

Nur – wo sollte ich mit der Suche anfangen? Aibon ist groß, ist geteilt in zwei unterschiedliche Hälften, in Gut und Böse. Ich kannte mich etwas aus, aber über die gesamte Größe des Landes war ich trotzdem nicht informiert.

Die Suche nach AEBA, auch wenn sie grausame Spuren hinterließen, glich dem Auffinden der berühmten Nadel im Heuhaufen. So war es verständlich, daß ich ziemlich allein dastand und mich auch fragte, weshalb man mich in diese Hölle dirigiert hatte, denn ich wollte nicht an einen Zufall glauben. Dieser letzte Ritt hatte schon Methode besessen.

Draußen regnete es noch immer. Das feine Rauschen drang an meine Ohren, als wollte es nie mehr abreißen.

Der Regen, die Düsternis, die Feuchtigkeit, da trug nichts dazu bei, meine Laune zu steigern.

Ich dachte immer wieder an die vernichteten Trooping Fairies. Gegen die Feinde aus den eigenen Reihen konnten sie sich wehren. Bei Eindringlingen von außen waren sie verloren, da gab es nichts mehr, was sie hätten tun können.

Hinter mir bewegte sich der weiße Hirsch. Ich hörte das helle Schlagen der Hufe auf dem Gestein, drehte mich um und sah, wie er den Kopf bewegte.

Das war nicht normal. Irgend etwas hatte ihn aufgeschreckt, vielleicht auch gestört.

Sekunden später, ich leuchtete durch die Höhle, bekam ich die Bestätigung.

Eine sehr feine und leise klingende Stimme meldete sich in meinem Gehirn. Sie überwand die Schrecken zwischen der normalen und der Welt der Geister.

»Hallo, John, ich freue mich, daß du es geschafft hast…«

Tief atmete ich durch. Irgendwie fühlte ich mich erlöst, denn eine Bekannte hatte mich angesprochen.

Perlhaut, die Geisterfee!

***

Sie schwebte in der Mitte der Höhle und geriet auch in den Strahl der Lampe. Da sie eine feinstoffliche Gestalt war, glitt das Licht hindurch, nur an den Rändern schimmerte es stärker, als würden dort helle Blitze zucken.

Ich konnte trotzdem das Gesicht sehen und glaubte, auf den feingeschnittenen Zügen ein Lächeln zu erkennen.

»Habe ich das dir zu verdanken?« fragte ich.

»So ist es.« Die Antwort hörte ich wieder in meinem Gehirn, denn normal reden konnte Perlhaut nicht.

Ich lächelte schmal. »Wie ich dich kenne, wirst du dies nicht grundlos getan haben?«

»Bestimmt nicht. Ich freue mich darüber, daß du einen Sieg errungen hast. Die Bestie war gefährlich, sie gehört zu dieser Welt, in der du dich auch weiterhin bewegen wirst.«

»Das gefällt mir überhaupt nicht.«

»Stimmt. Aber du hast eine Aufgabe, du mußt die Horror-Reiter finden und vernichten.«

»Weißt du denn, wo sie sich verborgen halten? Oder ziehen sie wieder raubend und plündernd durch das Land?«

»Sie werden nicht ruhig sein, John, das können sie nicht, denn sie wollen Aibon haben, annektieren. Sie brauchen einen Stützpunkt. Im Wege waren ihnen die Trooping Fairies. Nicht alle sind tot, aber es wird sich keiner unserer Soldaten mehr ihnen stellen. Dafür haben sie gegen andere Mächte zu kämpfen.«

»Das bin ich.«

»Nicht allein du, John. Sei froh, wenn es dir gelingt, sie anzulocken.«

»In… in die Höhle?« Ich war erstaunt. »Klar, wenn ich warte, werden sie die Spur aufnehmen. Sie wissen mittlerweile, daß man mich hergeholt hat um sie zu stoppen.«

Perlhaut widersprach mir. »Laß deinen verständlichen Egoismus beiseite und versuche, dich mit den Kräften dieses Landes zu arrangieren. Und zwar des Teiles, in dem wir uns befinden. Dazu gehört nicht nur die Höhle, es zählen die dichten Wälder, die Felsen, die gesamte Natur ebenso dazu wie auch die Dinge, die diese Natur hervorgebracht hat. Wenn es eine Chance gibt, die Horror-Reiter zu stoppen, dann hast du sie einzig und allein in diesem Teil.«

Ich strich über mein nasses Haar, mußte niesen und gab zu, daß ich nicht durchblickte.

»Ich will es dir erklären. Aibon insgesamt ist eine sehr geheimnisvolle Welt, wie du weißt. Doch innerhalb der Welten gibt es noch bestimmte Areale, in denen sich das Böse bewegen kann, wo sich Herrscher gebildet haben, die wie Tyrannen regieren. In einem derartigen Areal steckst du. Ich habe dich hierher geführt.«

»Bestimmt nicht grundlos.«

»Das nicht. Es gibt hier ein Wesen, das dir möglicherweise zur Seite steht.«

Ich hob den Arm. »Eine Frage habe ich noch. In welch einem Teil von Aibon befinde ich mich? In dem, der von Guywano, dem abtrünnigen Druiden, beherrscht wird oder in dem, den ihr als Paradies bezeichnet?«

»In keinem von beiden.«

»Was?«

»Du kannst Aibon nicht kennen. Die genaue Struktur muß dir unbekannt sein, deshalb will ich dir verraten, daß die Grenzen nicht allzu scharf getrennt sind. Es gibt Zwischenräume, auch fließende Übergänge genannt. In einem solchen befindest du dich, und hier wollen die Horror-Reiter ihr neues Reich aufbauen.«

»Was sie bestimmt schaffen werden.«

Die geisterhafte Erscheinung winkte mit beiden Händen ab. »Da wäre ich nicht so sicher, denn es existiert auch in diesem Zwischenreich jemand, der es als König regiert.«

»Wer denn? Kenne ich ihn?«

»Nein, John!« klang es in meinem Kopf. »Ich glaube nicht, daß du jemals etwas von ihm gehört hast. Es ist der Hook.«

Ich schluckte. »Der – was bitte?«

»Der Hook.«

»Ach herrje, davon habe ich tatsächlich noch nichts gehört. Darf ich fragen, was das für ein Typ ist?«

»Ja, ein Troll. Ein Monster-Troll. In der Tat ein monströses Gebilde, das alles verschlingt, was in seine Nähe gerät. Er ist unersättlich, dieser Hook.«

»Ein Menschenfresser?« hauchte ich.

»Ob er Menschen frißt, kann ich nicht sagen. Ich habe es noch nicht erlebt. Ich weiß nur, daß er sich von allem ernährt, was ihm vor sein gieriges Maul kommt. Das Monstrum in dieser Höhle gehörte auch zu ihm. Der Wald ist von vielen Wesen bewohnt, die alle dem Monster-Troll dienen. Hook ist hier der König.«

Ich deutete mit der Zeigefingerspitze auf meine Brust. »Und ich soll zu ihm?«

»Es ist deine einzige Chance.«

»Um gefressen zu werden, wie?«

»Nein, du mußt ihn auf deine Seite ziehen. Nur er ist mächtig genug,

um die Horror-Reiter vernichten zu können.«

Ich schielte sie an. Das Licht fiel gegen den Elfengeist wie ein heller Tunnel. »Bist du sicher, daß er es schafft?«

»Bestimmt nicht.« Perlhaut war ehrlich. »Er wird sie aber als Feind ansehen, wenn sie in sein Reich eindringen. Daß sie kommen werden, steht fest, deshalb mußt du schneller sein als sie und mit Hook einen Pakt schließen.«

»Das heißt, ich soll zu ihm?«

»So wird es aussehen.«

Ich dachte an das komische Monster, das vor meinen Augen gestorben war. Wenn ich Hook gegenüberstand, würde ich kaum ein derart leichtes Spiel haben. Es war verdammt gefährlich, ihm gegenüberzutreten. Andererseits, blieb mir überhaupt keine Chance, mich dem zu widersetzen. Der Hook war in diesem Fall zu einem Dreh-und Angelpunkt geworden, den auch die Horror-Reiter akzeptieren mußten.

»Hast du dich entschieden?«

Ich lachte leise. »Mir bleibt wohl keine andere Wahl, als einzusteigen.«

»Das stimmt.«

»Okay, dann werde ich mir den komischen Hook einmal aus der Nähe ansehen. Aber sag ihm gleich, daß ich zu denjenigen Personen gehöre, die unverdaulich sind. Besonders für Monster-Trolle.«

»Wir werden sehen.«

Ich dachte wieder praktischer. »Wie ist es? Soll ich die Höhle schon jetzt verlassen?«

Der Feengeist antwortete mit ernstklingender, geheimnisvoller Stimme. »Das wäre gut. Je früher du mit dem Hook zusammentriffst, je besser ist es für uns alle. Wir können nicht länger warten, sonst bekommen die Horror-Reiter das Land unter ihre Kontrolle. Du mußt überzeugend sein, John. Es muß dir gelingen, den Hook vor AEBA zu warnen.«

»Kennt er denn die vier Reiter?«

»Das ist mir unbekannt.« Perlhaut wehte vor mir her. »Ich kann mir allerdings gut vorstellen, daß er von ihnen gehört hat. Ja, das wird er, in Aibon verbreiten sich Nachrichten sehr rasch und nicht immer auf dem gleichen Weg wie auf eurer Erde.«

»Das kann ich mir denken.« Ich klopfte gegen meine Kleidung.

Trocken war sie nicht geworden. Schwer und feucht klebte sie auf der Haut. In der Höhle war es kalt. Diese Kälte lag auch auf meiner Haut, so daß sie sich zusammenzog.

Ich fror, klapperte nicht mit den Zähnen und hielt mich auch mit dem Niesen zurück. Die Vorstellung allerdings, wieder in den Regen zu müssen, gefiel mir nicht.

Perlhaut lachte, als sie mich anschaute. »Ich weiß, woran du denkst, John, aber keine Angst. Der große Regen ist nicht mehr. Er hat nachgelassen und sogar aufgehört.«

»Ich muß weiter durch die Nacht und…«

»Nicht durch die Nacht. Wir befinden uns hier in einem anderen Teil des Landes, wo auch die Zeiten verschieden sind.«

»Dann kann ich in den Tag hinausgehen?«

»Richtig. Dir ist es nur wegen des Regens nicht aufgefallen. Er hat alles verdeckt, er war wie ein gewaltiges Tuch, unter dem das Land regelrecht verschwamm.«

»Dann laß uns gehen.«

»Du kennst den Weg, John.«

Ja, ich kannte ihn, schaute, bevor ich startete, zurück und sah, daß mir der weiße Hirsch folgte. Das Reittier würde mir auch weiterhin die Treue halten.

Durch den engen Schlauch drückte ich mich. Eigentlich hätten mich die Fluten treffen müssen, das war nicht der Fall. Es erwischte mich hin und wieder ein abfallender Tropfen, ansonsten konnte ich meinen Weg, ohne naß zu werden, fortsetzen.

Ich schaute gegen den Himmel.

Verborgen hinter dichten Aibon-Wolken, zeichnete sich ein heller Fleck ab, die Sonne. Irgendwann, wenn die Wolken einmal vertrieben waren, würde sie scheinen und den Boden freidampfen. Dann konnte Wärme das Land überfluten.

Ich freute mich darauf, denn in ihrem Licht sah alles wieder völlig anders aus.

Ein Name spukte mir durch den Kopf: Hook, der Monster-Troll.

Perlhaut kannte ihn, hatte es allerdings versäumt, ihn mir zu beschreiben.

»Woran denkst du, John?« Beinahe schrak ich zusammen, als ich Perlhauts Stimme hörte. Auch der Feengeist hatte die Höhle verlassen und hielt sich in meiner Nähe.

»An den Hook.«

»Das brauchst du doch nicht. Es reicht, wenn du ihn siehst. Er ist gewaltig.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Das Gefühl habe ich allmählich auch bekommen.«

Nach dieser Antwort schwang ich mich auf den Rücken des Reittieres und ritt hinein in den dampfenden, regenfeuchten Aibon-Wald…

***

In der Ecke lag das, was vor kurzem noch ein Mensch gewesen war.

Ein Mensch mit allen Schwächen und Fehlern, der geatmet hatte, sich freute, der lachen und weinen konnte, der sich allerdings nicht

scheute, mit Rauschgift zu handeln und somit für die Not, das Elend und den Tod zahlreicher Menschen verantwortlich war.

Jetzt gab es ihn nicht mehr. An seiner Stelle lag dort ein dünner Haufen Staub. Binnen einer Sekunde war der Mensch verbrannt, nur weil ihn ein Stein berührt hatte.

Das leise Weinen einer weiblichen Person durchdrang die Stille.

Diana Lynn hockte mit angezogenen Knien auf dem Boden, stemmte ihren Rücken gegen die Wand und hielt ihr Gesicht in den Händen vergraben. Niemand sollte ihre Tränen sehen.

Neben ihr stand der Kurde mit unbewegtem Gesicht. Er hieß Kalem, war ein Killer und Dealer, der auf die Gelegenheit zur Flucht lauerte. Allerdings verspürte er mit dem sicheren Instinkt eines in der Natur aufgewachsenen Menschen, daß er hier den kürzeren ziehen würde. Die Männer in Grau standen mit Mächten in Verbindung, die er nicht kontrollieren und begreifen konnte.

Diana weinte. Der dritte Mann außer den Hütern Aibons interessierte sie ebenfalls nicht. Es war ein Gefesselter. Suko lag rücklings auf der verdammten Pritsche, seinen Körper hielten die dünnen Seile, und dicht über seiner Brust schwebte die Messerspitze, die es nicht mehr weit hatte, um ihn zu erreichen.

Er sagte nichts, schielte gegen die Klinge und merkte, daß sich in seinem Hals der Schleim sammelte. Er spürte auch das Brennen in den Augen, wobei er zwinkern mußte.

Er hatte alles versucht, um sich zu befreien. Nichts war gelungen, die Männer in Grau gaben einfach zu stark acht. Aus diesem Grunde mußte er sich etwas anderes einfallen lassen, sie mit Worten davon überzeugen, daß es besser für sie und die Sache war, wenn sie Suko losbanden und er seinen Freund John Sinclair unterstützen konnte.

Sie blieben stur. Nichts taten sie, um Suko zu befreien. Sie wollten ihn als Faustpfand, denn sie gingen davon aus, daß Sinclair nur dann die Horror-Reiter vernichtete, wenn er den Druck im Rücken spürte und die Geisel Suko in den Händen der Männer in Grau blieb.

Diana weinte nicht mehr. Sie zog ein Taschentuch hervor, schneuzte sich und wischte die Tränenspuren aus dem Gesicht, in dem noch der Schmutz des Waldes klebte, den sie durchquert hatten.

Das Treffen war im geheimen geschehen. Kalem hatte das Rauschgift gebracht, er hatte dafür das Geld bekommen. Dann war ihnen ein grüner Schein aufgefallen, und zwar dort, wo der Wald mit dem Hang abschloß. Die Neugierde hatte sie näher gefiebert. Die Blockhütte war nicht zu übersehen und auch nicht der gefesselte Suko, der auch sie um eine Befreiung gebeten hatte.

Sie wollten nicht, ließen ihn liegen und waren von den Männern in Grau überrascht worden.

Die Hüter Aibons konnten es sich nicht leisten, Zeugen zu haben.

Sie wollten das Trio nicht umbringen, aber die beiden Männer und Diana sollten in der Hütte bleiben.

Das gefiel ihnen überhaupt nicht. Ted Spider, der Glatzkopf hatte seine Waffe gezogen und auf einen der Männer in Grau geschossen.

Er traf ihn auch, nur konnte dieser die Kugel einfach schlucken. Sie tat ihm nichts.

Dafür verlor Spider sein Leben. Eine Berührung mit dem Stein reichte, und der Glatzkopf zerfloß zu Staub.

Er war weg…

Es gab ihn nicht mehr, ausgelöscht, ein Leben einfach zerstört, und der Körper dazu.

Das begriff Diana Lynn nicht. Sie hatte auch nicht den Versuch unternommen, weiter darüber nachzudenken. Es war für sie alles zu hoch und zu schwierig gewesen. Nur eines steckte in ihr und breitete sich noch stärker aus.

Das Grauen vor der Zukunft. Und das Wissen darum, daß es auch sie auf ähnliche Art und Weise erwischen konnte.

Richtig gestylt waren sie aus London losgefahren. Jetzt sah Diana aus wie ihre eigene Karikatur.

Das Haar konnte man nicht mehr als Frisur bezeichnen. Es umgab ihren Kopf wie ein wirres Geflecht aus dünnem Draht. Schmutz und Feuchtigkeit klebten in den Tränen.

Ihr Gesicht zeigte die Spuren der Tränen und des Regenwassers.

Das Make-up gab es ebenfalls nicht mehr. Es war so verlaufen, als hätte jemand mit einem Pinsel verschiedene Farben auf die Haut gestrichen. Der hautenge, schwarz und weiß gestreifte Anzug, selbst für London ein irres Outfit, den konnte sie wegwerfen. Sie hatte die kurze, schwarze Lederjacke übergezogen und sich förmlich in sie eingerollt. Dabei wünschte sie sich, von einer Wolldecke geschützt zu werden, die ihren Körper wärmte.

Kalem hatte nichts gesagt und auch den Mord so gut wie schweigend hingenommen. Nur einmal hatte er schärfer durchgeatmet und nach seinen eigenen Waffen getastet.

Unter der dunklen Kleidung trug er ein Messer verborgen und einen langläufigen Revolver. Er hütete sich allerdings, die Waffen zu zeigen, die Unheimlichen mit den Steinen in den Händen wären immer schneller gewesen.

Suko war es, der das Schweigen unterbrach. Er wandte sich an die Hüter des Landes Aibon. Sie hielten sich dort auf, wo die kleine Öllampe ihren warmen Lichtschein verbreitete, der etwas Nostalgisches an sich hatte, aber auch den Staub beleuchtete, in dem sich der Abdruck eines Fußes zeigte.

»Hatte das sein müssen?« fragte er. »Ihr hättet ihn nicht zu töten brauchen.«

»Doch!« wurde ihm widersprochen. »Er wollte alles an sich reißen, das konnten wir nicht zulassen. Er hätte unseren Warnungen mißtraut, er war ein böser Mensch.«

»Das war er nicht!« flüsterte Diana, allerdings so leise, daß niemand sie hörte.

»Woher wolltet ihr das wissen?«

»Wir fühlten es, Suko. Ja, wir haben es genau gefühlt oder gespürt. Uns bleibt wenig verborgen. Du kennst uns. Man sagt uns eine gewisse Sensitivität nach, das haben wir wieder bewiesen.«

»Und was soll mit den anderen beiden geschehen?«

»Wir werden sie freilassen, wenn alles vorbei ist.«

Kalem schaute auf. »Freilassen? Wann wird es denn vorbei sein? Wann können wir gehen?«

»Das liegt nicht an uns. Es ist allein der Freund des Chinesen, der es in der Hand hat. Wir haben ihm eine Aufgabe übertragen. Er muß für uns etwas erledigen.«

»Und was?«

»Es ist für euch nicht interessant, meine ich. Wartet es ab. Es kommt einzig und allein auf ihn an.«

Der Kurde schwieg, drehte den Kopf und schaute auf die neben ihm hockende Diana. Sie atmete mit offenem Mund. Ihr Blick war ins Leere gerichtet. Als sie sich erhob, knackten die Gelenke. Mit dem Rücken lehnte sie gegen die Wand. »Kann ich etwas trinken?«

»Wir haben nichts.«

»Draußen… Wasser …«

»Nein, du bleibst hier. Wir alle bleiben in der Hütte!« wurde ihr erklärt. »Die Nacht kann lang werden. Ihr hättet es anders haben können, aber eure Neugierde war zu groß.« Die Männer in Grau hatten mittlerweile eingesehen, daß die drei neuen Personen nicht zu Suko und Sinclair gehörten, um diese zu unterstützen.

Draußen war es kühler geworden. Der schon beschworene Wetterumschwung kündigte sich an. Die Meteorologen hatten für Ende August Regen vorausgesagt, der die lange Trockenheit beenden sollte. Noch blies nur der Wind, doch der Grad der Feuchtigkeit war gestiegen. Erste Nebelschwaden stiegen in die Höhe, dünne Schleier nur, doch Suko, der aus der offenen Tür schauen konnte, war davon überzeugt, daß sich die Wolken schon sehr bald entleerten.

Er litt. Die Stricke waren sehr stramm gespannt und drangen durch seine Kleidung, wo sie die Haut einklemmten. Natürlich hatte er versucht, sich zu befreien, was nicht einfach gewesen war. Es lag nicht allein an den straff gespannten Stricken, auch die Männer in Grau durften nicht merken, wenn er sich bewegte.

Und so waren Suko praktisch nur Fingerübungen geblieben. Zudem hatte er versucht, durch Entspannen seines Körpers mehr Platz zu

bekommen, das war ihm auch gelungen.

Die Fesseln saßen nicht mehr so stramm wie noch vor einer Stunde. Aber das verfluchte Messer schwebte noch über ihm. Eine gefährliche Drohung, nicht zu unterschätzen.

Einer kam auf ihn zu. Die Holzdielen bewegten sich unter seinen Schritten. Sie knarrten und hörten erst auf, als der Mann in Grau neben Suko stehenblieb.

Suko schaute ihm ins Gesicht. Es war flach und schien nur mehr aus Breite und Länge zu bestehen. »Was ist denn?« fragte er.

»Dein Freund befindet sich wieder in Aibon.«

»Das weiß ich mittlerweile.«

»Aber du weißt nicht alles. Er hat gesehen, wie grausam die Horror-Reiter zuschlugen. Sie haben mehr als zehn Trooping Fairies getötet, die mit Sinclair zusammen auf der Lichtung gewesen waren. Es gibt diese Soldaten nicht mehr, und auch Sinclair hat es nicht verhindern können.«

Suko blieb gelassen, obwohl es ihm um die Trooping Fairies leid tat, denn auch er mochte die elfenhaften Wesen. »Das habe ich dir gleich gesagt. John allein kann es nicht schaffen. Ihr habt einen Fehler gemacht. Wir beide hätten größere Chancen.«

»Du willst freikommen, wie?«

»Natürlich.«

»Das ist nicht möglich.«

Suko lächelte. »Irgendwann«, sagte er mit leiser Stimme, »werdet ihr mich einfach freilassen müssen. Da bleibt euch keine andere Wahl, wenn die Horror-Reiter vernichtet werden sollen. Zwei sind stärker als einer. Wenn ich John richtig kenne, wird er sich weiterhin auf die Spur der Horror-Reiter setzen. Ihr kennt Aibon, wo könnte er sein?«

»Wir wissen es nicht.«

»Könnt ihr nicht nachschauen?«

»Du willst uns loswerden, Suko.«

»Das streite ich nicht ab. Jedenfalls will ich das gleiche wie ihr. Ich will, daß AEBA aufhört zu existieren. Wenn es den Horror-Reitern gelingt, Aibon zu annektieren, sieht es auch für euch schlecht aus, denn ihr kommt gegen sie nicht an. Da ist eure Magie zu schwach. Und ich glaube zudem nicht, daß die vier Reiter aus eigenem Antrieb handeln, hinter ihnen muß jemand stehen, sie müssen einfach einen Auftrag bekommen haben. Das ist so.«

»Wer sollte das sein?«

»Ich kann nur raten. Es gab Zeiten, da haben sie für den Schwarzen Tod gearbeitet. Das ist vorbei, liegt sehr lange zurück. Sie haben sich neue Herren ausgesucht, die Templer, Baphomet, das kann wie ein böser Fanal hinter ihnen stehen.«

»Bist du dir sicher?«

»Nein, aber ich kenne mich aus. Schau nach, dein Kumpan kann hier in der Hütte bleiben…«

Der Mann in Grau trat zurück. Suko sah, daß er sogar zwinkern konnte. Er überlegte, ob er auf den Vorschlag des Mannes eingehen sollte. Allein konnte er es nicht entscheiden, drehte sich um und beriet sich flüsternd mit seinem Freund.

Auch Diana hatte das Gespräch gehört. Sie faßte sich ein Herz und sprach Suko an. »Wovon haben Sie überhaupt geredet, Mister? Was wird gespielt? Was ist Aibon, wer sind die Reiter, und wer ist Baphomet?«

»Ein Teufel«, klang es dumpf. »Er ist ein Teufel, das weiß ich.«

Diana drehte erschreckt den Kopf, denn Kalem hatte gesprochen und nickte sich selbst zu. »Ja, er ist ein grausamer, gemeiner Teufel, mehr kann ich dazu nicht sagen. Er… er ist furchtbar. Ich habe von ihm gehört. Es gibt Menschen, die ihn lieben. Er stammt aus einer alten Zeit. Er ist ein Herrscher.«

»Woher weißt du das?«

»Man sprach darüber.«

»Stimmt das?« wandte sich Diana mit schrill klingender Stimme an den Gefesselten.

»Er hat im Prinzip recht. Ich bezeichne Baphomet ebenfalls als einen Teufel oder Dämon.«

Diana schlug gegen ihre Wangen. »Hören Sie auf!« keuchte sie.

»Verdammt, hören Sie auf, ich kann es nicht hören. Das ist so wie damals, als man mich zu einer Feier mitgeschleppt hatte. Es war eine Schwarze Messe, da habe ich Angst bekommen und bin weggerannt.«

Der Mann in Grau unterbrach sie durch einen scharfen Befehl, bevor er wieder zu Suko kam.

»Wie hast du dich entschieden?«

»Ich sprach mit meinem Freund über deinen Vorschlag. Auch wir sind neugierig, und mein Freund fand es gar nicht so schlecht, was du gesagt hast, Chinese.«

»Wie schön. Was bedeutet das?«

»Ganz einfach, wir kommen dir entgegen. Einer von uns wird sich in Aibon umschauen.«

»Dann kann er mich mitnehmen.«

»Nein, du bleibst. John Sinclair wird sich etwas einfallen lassen müssen, wenn er die Horror-Reiter effektiv bekämpfen will.«

»Verdammt!« keuchte Suko. »Er steht allein, völlig allein. Geht das nicht in eure Schädel?«

»Doch – schon. Aber er ist der Sohn des Lichts, er kennt die Geheimnisse des Grals, jetzt soll und muß er beweisen, daß er sie auch einsetzen kann.«

»Den Gral hat er nicht mit!«

»Das wissen wir. Ist es schwer ihn zu beschaffen?«

»Ja.«

Der Mann in Grau trat zurück. »Wir werden sehen«, sagte er, drehte sich zu seinem Artgenossen um, sah dessen Nicken und setzte blitzschnell seine Kraft ein.

Plötzlich strahlte wieder das grüne Licht auf. Es umzitterte ihn wie ein Vorhang, der sich zusammendrückte und den Mann in Grau vor den Augen der Zuschauer auflöste.

Diana Lynn konnte einen leisen Ruf des Erschreckens nicht unterdrücken. Sie schüttelte den Kopf, während ihr übriger Körper wie eingefroren wirkte.

Auch Kalem stierte auf die Stelle, wo der Mann in Grau verschwunden war. Er atmete schneller. Eine Hand hatte er unter seine Jacke geschoben und die Finger um den Griff des Messers geklammert. Er war drauf und dran, es zu versuchen.

Dann aber dachte er an den fürchterlichen Tod des Dealers Ted Spider und löste die Hand vom Griff. Tief atmete er durch und wischte dabei über seine Augen.

Suko sprach Diana an. Er überraschte sie mit seiner Frage. »Ihr seid Dealer, nicht?«

Sie nickten automatisch, und der Kurde gab einen bösen Fluch von sich. Das Eingeständnis ärgerte ihn.

»Dann haben Sie das Zeug gebracht, nicht?«

»Ich sage nichts!« zischte Kalem. »Sie sind ein Bulle, wie?«

»Richtig. Ich arbeite für Scotland Yard.«

Diana stöhnte auf. »Auch das noch.«

»Aber nicht auf dem Gebiet der Rauschgiftsuche. Dennoch zählen Leute wie Sie beide nicht gerade zu meinen Freunden, wenn Sie verstehen. Ich würde alles tun, um Sie matt zu setzen, das ist klar.«

»Dazu wird es nicht kommen!« flüsterte der Kurde. »Sie sind ebenso gefangen wie wir.«

»Stimmt – noch!«

Kalem lachte. »Glauben Sie denn, daß man Sie freiläßt. Diese Kerle verfolgen andere Pläne, ganz andere. Man wird Sie opfern, man wird Sie killen. Sie kommen nicht raus.«

»Hör doch auf«, sagte Diana, »hör doch auf.«

»Keine Sorge, ich bin schon ruhig.«

Der Mann in Grau setzte sich wieder in Bewegung. Mit gemessenen Schritten trat er in die Mitte der Hütte, blieb dort stehen und legte den Kopf in den Nacken, als wollte er sich mit besonderem Interesse die Decke anschauen.

Im Haus war es still geworden. Ein jeder spürte, daß etwas Unheimliches geschah.

Suko ging davon aus, daß die Person Kontakt mit seinem in Aibon

verschwundenen Kumpan aufgenommen hatte. Die Hüter des Landes standen auf rein telepathischem Wege miteinander in Verbindung.

So war es auch.

Plötzlich trat der Mann in Grau einen Schritt zurück. Es sah so aus, als könnte er sich nicht mehr auf den Beinen halten, denn er beugte seinen Oberkörper vor.

Der Kurde machte sich sprungbereit. Der Weg bis zum Ausgang mußte mit zwei, drei Sprüngen zu schaffen sein. Noch war der Mann in Grau beschäftigt.

Er mußte eine schlimme Nachricht erfahren haben, die ihn völlig aus dem Konzept gebracht hatte.

Selbst Suko wunderte sich über das Verhalten. Er schaute nicht zu Kalem hin, auch Diana war von den Bewegungen des Unheimlichen fasziniert. Sie wurde erst aufmerksam, als sie neben sich das dumpfe Geräusch hörte. Es war entstanden, als der Kurde hart mit dem linken Fuß auftrat, um sich die nötige Standfestigkeit für einen Sprung zu verschaffen.

Er startete.

Der Körper des Mannes streckte sich, schien durch die Luft zu fliegen. Vor der offenen Tür trat er noch einmal auf und katapultierte sich mit einem Sprung ins Freie.

»Kalem!« brüllte Diana hinter ihm her. »Du…?«

Der Kurde hörte nicht. Wieselflink tauchte er in der Dunkelheit der Nacht unter.

Nun hatte sich der Mann in Grau gefangen. Zu spät für Diana, die ebenfalls über einen Fluchtversuch nachdachte, es aber bleiben ließ, weil der Hüter aus Aibon zu dicht an sie herankam und sich die Frau nicht mehr traute.

Sie blieb stehen, schaute ihn an und glaubte sogar, Risse in seinem faltigen Gesicht erkennen zu können, die durch ein geheimnisvolles Leuchten ausgefüllt wurden.

Irgendein Ereignis mußte dieser Person einen starken Schock versetzt haben. Nur wußte Suko nicht, um was es dabei ging. Der Mann in Grau erholte sich nur mühsam. Dann taumelte er vor und blieb so stehen, daß er Suko anschauen konnte.

»Hatte ich recht?« fragte der Inspektor.

»In etwa.«

»Dann hast du mit deinem Freund Kontakt bekommen?«

»Richtig.«

»Was war los, Behalte es nicht für dich. Was geht in Aibon vor sich? Haben die Horror-Reiter weiter gemordet? Wo befindet sich John? Lebt er noch? Verflucht, rede!«

»Ich habe die Nachrichten erfahren!« flüsterte der Mann. »Sie… sie sind woanders. Sie mußten an die Grenze gehen, in das breite Gebiet

zwischen den beiden Teilen.«

»Und?«

»Dort wollen die Horror-Reiter hin. Das Land soll ihnen gehören. Es soll ihr Gebiet werden.«

»Wie schön.«

Der Mann in Grau überhörte Sukos Sarkasmus. Statt dessen drehte er sich zur Seite, weil wie aus heiterem Himmel sein Artgenosse aus dem Paradies der Druiden zurückkehrte.

Daß Schweres hinter ihm lag, war ihm anzusehen. Er hatte viel von seiner Sicherheit verloren, sein Blick flackerte, seine grauen Pupillen bewegten sich unruhig.

»Was ist denn nun?« fragte Suko.

»Aibon lebt, dort weiß man Bescheid. Ich habe die Botschaften empfangen können und spürte die Unruhe, die das Land überfallen hat. Die Horror-Reiter haben eine Spur des Grauens hinterlassen, sie müssen gestoppt werden. Niemand traut es Sinclair zu, aber er befindet sich bereits an der Grenze zwischen den beiden Teilen. Dort will er die Horror-Reiter erwarten.«

»Steckt er im Zentrum?« fragte der zweite Hüter.

»So ist es.«

»Und du weiß auch, wer dort regiert?«

»Das ist das Schreckliche. Der Hook.«

Suko verstand nur Bahnhof. Ein neuer Name war gefallen, unter dem er sich nichts vorstellen konnte.

»Moment, Freunde, der Hook? Was ist das denn?«

»Ein Troll, ein Monster-Troll. Eine riesenhafte Mischung zwischen Geschöpf und Gewächs. Jemand, der die Angst und das Grauen bringen kann, der seine Gegner gnadenlos vernichtet, die ihm in die Quere kommen. Er wird Sinclair als seinen Feind ansehen, denn er betrachtet jeden Fremden als Feind.«

»Auch AEBA?«

»Sicher.«

Suko lachte. »Dann brauchen wir uns wohl keine großen Sorgen zu machen. Der Schachzug war klug. John wird die Horror-Reiter mit dem Hook zusammenbringen. Wenn er tatsächlich so stark ist, wie ihr geglaubt habt, sollte er AEBA vernichten können.«

Nach den Worten des Inspektors wurde es still. Die Männer in Grau hatten ihre Zweifel, sie schüttelten die Köpfe. Der aus Aibon zurückgekehrte, sagte leise: »Ich weiß es nicht, ich bin mir nicht sicher. Der Hook ist gefährlich, aber die Horror-Reiter haben bisher jeden Gegner vernichten können.«

Suko mußte auflachen, obwohl er es nicht wollte. »Da hat John es mit zwei Gegnern zu tun, wie?«

»Es sieht so aus.«

»Um so besser, wenn ich ihm zur Seite stehe.«

Die Männer in Grau gingen darauf nicht ein. »Es ist noch etwas passiert!« flüsterte der Zurückgekehrte. »Ich habe es nicht verhindern können.«

»Was?«

»Der Sog bei der Rückkehr war einfach zu stark. Er hat etwas mitgerissen, ich weiß nur nicht was.«

»Eine Erinnerung aus Aibon?« fragte Suko.

»Ich glaube.«

»Das wird ja immer besser, verdammt! Ihr macht ja immer alles kaputt. Befreit mich endlich…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn von draußen war ein unheimliches Geräusch an seine Ohren gedrungen.

Es hörte sich an wie das Knurren eines Monsters. Gleichzeitig vernahmen sie den Schrei eines Mannes…

***

Kalem hatte das Gefühl, in einen Tunnel zu fliegen, als er die Hütte verließ.

Er landete auf dem weichen Boden, streckte ein Bein vor, rutschte mit der Hacke aus, fiel auf den Boden, ein Ziehen durchzog seinen Oberschenkel, aber er ließ sich nicht beirren. Die Angst saß ihm im Nacken. Was mit Diana Lynn geschah, spielte keine Rolle für ihn, das Hemd saß ihm näher als die Hose.

Als er das rechte Bein belastete, spürte er den Stich, der sich wie Feuer ausbreitete, und er humpelte die nächsten Schritte. Dabei ging er auf den Waldrand zu. Er wollte zum Wagen und wegfahren.

Flüchten so schnell wie möglich. Wieder zurück nach London und den Horror einfach vergessen.

Er drehte sich nicht um, wollte nicht sehen, was er zurückgelassen hatte. Es hatte sich sowieso zu tief in seine Erinnerung festgegraben, weg, nur weg!

Der Kurde dachte nur an sich, er übersah die Umgebung, die zwar in ein graues Dunkel getaucht war, aber auch dort konnte sich etwas bewegen. Und Aibon hatte einen fürchterlichen Boten geschickt, der noch in Deckung hockte.

Kalem ging genau auf ihn zu. Jenseits der Kuppe fiel das Gelände wieder ab. Dort befand sich die Stelle, wo das Rauschgift versteckt worden war. Der Kurde wollte den Hang hinabrutschen, auf den Beinen konnte er sich dabei nicht halten.

Er dachte an die Zeiten in den Bergen seiner Heimat. Da war es ihm einmal gelungen, mit einer Kugel im Körper sich so weit zu schleppen, bis er eine der durch die Berge führenden Straßen erreicht hatte, wo ihn eine Patrouille fand.

Hier war es ähnlich, nur ging es ihm hier besser, denn er verlor kein Blut, dessen Verlust ihn geschwächt hätte.

Er humpelte voran. Das rechte Bein zog er hinter sich her, der Fuß schleifte durch das Gras. Die dunkle Mauer der Bäume kam ihm wie eine große Rettungsinsel vor. Wenn er da eintauchen konnte, war er so gut wie verschwunden.

Vor ihm erschien der Hang. Aus der Tiefe waren die dünnen Nebelfinger wie schmale Leichentücher in die Höhe gekrochen, die alles umfangen wollten.

Für die Dauer weniger Sekunden blieb er am Rand des Waldes stehen, blickte in die Tiefe und…

Er trat den ersten Schritt. Noch klappte es, weil er mit dem linken Bein vorgegangen war.

Das rechte aber knickte ihm weg. Er sah sich fallen und glaubte, alles in Zeitlupe zu erleben. Er fluchte über sich selbst, weil es ihm nicht mehr gelang, sich zu halten. Selbst die rettenden Äste eines Baumes verfehlte er, griff daneben und kippte nach vorn.

Kalem gelang es, seinen schweren Körper zu drehen, so schlug er nicht mit dem Gesicht auf, sondern mit der Seite und rollte dabei auf den Rücken.

Er rutschte.

Es tat ihm gut. Wenn es so weiterging, dann…

Es ging nicht so weiter. Durch das Rascheln des von ihm selbst aufgewühlten Laubs hörte er das warnende, gefährliche Knurren nicht. Zudem nahmen ihm die Dunkelheit und der Nebel die Sicht.

Die Kralle sah er nicht!

Schlangengleich und sehr schnell beugte sie sich über den Boden, und sie packte eisenhart zu.

Der linke Oberschenkel wurde erwischt. Kalem schrie nicht einmal auf, so sehr stand er unter dem plötzlichen Schock, daß jemand da war, der ihn anhielt.

Der Kurde rutschte zwar noch, nur nicht mehr nach vorn. Durch den Druck drehte er sich auf der Stelle.

Laub raschelte stärker, Erde riß durch dumpf klingende Prankenhiebe auf, und aus dem dünnen Dunst schälte sich etwas Furchtbares hervor, das den Alpträumen eines Menschen hätte entsprungen sein können. Es glitt dicht über den Boden. Der Kurde konnte noch immer nicht schreien, denn das Wesen war ein Mittelding aus Schlange und Krokodil.

Es besaß ein sehr breites Maul, in dem die kleinen, tückischen Augen türkisfarben leuchteten. Das Maul stand offen. Zahnreihen bildeten kleine, spitze Gitter, dazwischen schlug eine breite Zunge aus wie ein Pendel.

Das Monster wollte ihn, das Monster hatte ihn.

Bevor sich Kalem versah, schwebte das gewaltige Maul bereits dicht über seinem Hals. Es brauchte nur mehr zuzuschnappen, dann war es um ihn geschehen.

Es geschah nicht.

Er spürte den Ruck, als er etwas weiter gedreht wurde, doch die Hoffnung erwies sich als trügerisch. Das Monstrum hatte etwas mit ihm vor, es wollte ihn, und es biß zu.

Dabei hatte es sein Maul so weit aufgerissen, daß der Körper des Kurden zwischen den breiten Zahnreihen klemmte. Er merkte den Druck, der Untergrund verschwand. Plötzlich schwebte er, aber er klemmte noch immer fest.

Das Monster stieß einen zufrieden klingenden Grunzlaut aus, bevor es sich in Bewegung setzte.

Es verschwand nicht im Wald, womit der Kurde eigentlich gerechnet hätte. Es ging den Weg zurück, den Hang hinauf und erreichte bald dessen Ende.

So ähnlich wie er mußte sich auch der gefangene Polizist fühlen, aber bei Kalem hatte sich der Druck der spitzen Zähne noch verstärkt und bereits seine Kleidung zerrissen, so daß die Hauer in seine Haut dringen konnten und dort etliche, kleine Wunden hinterlassen hatten.

Schwerfällig walzte und bewegte sich das Monster mit seiner Beute voran. Es schaukelte auf die offenstehende Tür zu, denn genau dort befand sich das Ziel.

Die im Haus zurückgebliebenen konnten es weder hören noch sehen. Der Kurde jedoch hörte die Worte, nur schaffte er es nicht, sich bemerkbar zu machen.

Völlig ruhig klemmte er zwischen den beiden Maulhälften des fürchterlichen Untiers. Wenn er sich zu drehen versuchte, griffen die Zähne nur noch stärker zu, dann rasten Schmerzen durch seinen Körper, die er nicht aushalten konnte.

Sekunden dehnten sich. Manchmal streifte nasses Gras sein Gesicht. Wasser blieb als durchsichtige Perlen auf seiner Haut hängen oder benetzte die Lippen.

Kalem mußte die Augen verdreht halten, um den Eingang besser erkennen zu können.

Er sah das Loch, die Öffnung, er hörte die Stimmen. Plötzlich überkam es ihn. Es war wie eine Welle, und sie löste auch die Schranke bei ihm.

All sein Leid und die große Angst entluden sich zu einem irren, hysterisch klingenden Schrei…

***

Von ihren Lanzen tropfte noch das Blut der Toten, als die Horror-Reiter tiefer in das Paradies der Druiden hineinritten, um ihm ihren

Stempel aufzudrücken.
Sie hatten bereits eine Spur aus Tod und Vernichtung hinterlassen.
Wo sie erschienen waren, gab es kein Leben mehr, nur die verbrannte, leere und dampfende Erde.
Die Reste tropften weiter von den Spitzen und versickerten im Boden, nachdem sie sich verteilt hatten. Es war das Blut, diese schwerfällig weißlich gelbe Masse mit dem Grünstich. Lanzen und Schwerter hatten ganze Arbeit geleistet.
Für die vier Horror-Reiter gab es keine Widerstände. So dicht konnte die Natur gar nicht gewachsen sein, als daß sie ihnen hätte Widerstand entgegensetzen können.
Mit ihren Schwertern räumten sie auf. Sie ritten nebeneinander her. Manchmal dampfte Feuer vor den Mäulern der Höllengäule und kohlte im Weg hängende Hindernisse einfach weg.
Der Boden erzitterte unter dem dumpfen Klang der Hufe. Grasboden und Dreck wurden in die Höhe geschleudert. Furchen blieben zurück und auch totes Getier.
Wenn sich ihnen kleine Tiere in den Weg stellten, spießten die Spitzen der Lanzen sie rücksichtslos auf.
Die Horror-Reiter waren schnell.
Wie der Tod huschten sie durch das dunkle, nächtliche Aibon.
Manchmal schienen sie eins zu werden mit dem Himmel, dem Boden und der Finsternis.
Das Grauen ließ die Umwelt erzittern. Elfen und Feen, die sie aus sicherer Distanz beobachteten, flohen trotzdem vor ihnen und verbreiteten die Nachricht des Schreckens.
Wenig später ritten sie hinein in einen heftigen Regenschauer. Riesige Pfützen hatten sich bereits auf dem flachen Boden gebildet.
Ihr Ziel blieb.
Sie wollten das Gebiet zwischen den beiden Hälften, wo die Gegend von Monstren bewohnt und bewacht wurde, um dort eine Startposition zu erreichen. Es ging ihnen darum, das Gebiet des Druiden Guywano zu annektieren.
Noch ahnte er nichts davon. Sicherlich, man hatte ihn bestimmt gewarnt, doch was konnte er schon gegen eine Macht, die AEBA hieß, ausrichten?
Bisher hatte die Horror-Reiter noch niemand aufhalten können.
Und so stürmten sie weiter durch das Paradies der Druiden, um es in eine leere Totenlandschaft zu verwandeln, wo sie allein herrschten und regierten.
Der Regen hörte auf. Sie waren auf die Kuppe des Hügels geritten und hielten dort an.
Vor ihnen lag ein weites, sehr großes und grünes Land. Links grenzte es kantige Felsen ab, die sich manchmal wie Fäuste in die Höhe

reckten, von Sonnenstrahlen angeleuchtet wurden und eine rotbraune Farbe bekommen hatten.

Noch blieben die Horror-Reiter stehen und schauten gegen die Weite. In der Luft segelten große Schatten, die ihre Schwingen sehr langsam auf- und abbewegten.

Vögel…

Auch Raubtiere, die überall ihre Nahrung fanden und selbst Feen verschluckten, wenn sie hungrig waren.

Ruhig lag das Land vor ihnen, aber die Horror-Reiter wußten, daß dieses dichte, dschungelähnliche Grün nur gewachsen war, um die Gefahren zu verbergen, die dort lauerten.

Hier war das Aibon der Alpträume, der monströsen Geschöpfe, das Areal der schlimmen Märchen, wo das Blut den Boden tränkte und die Angst kalt regierte.

Sie würden es zerstören müssen. – Wenn sie gesiegt hatten, war dieses Land vom Regen in die Traufe gekommen. Da gab es dann nur die vier Horror-Reiter.

Sie nickten sich zu. Im Ausschnitt ihrer offenen Helmklappen schimmerten die Knochen gelblich. Sie spürten die Kraft, die sie wie ein Mantel umhüllte.

Dann gaben sie ihren feuerspeienden Gäulen den Druck.

Die Tiere verstanden.

In wildem Galopp preschten sie hinein in das weite grüne Land, um es zusammen mit den Horror-Reitern in Besitz zu nehmen…

***

Sie waren geschockt! Der Schrei hatte ihre eigenen Sorgen vergessen lassen, und selbst die Männer in Grau rührten sich nicht.

Sie standen ebenso erstarrt, wie Suko auf seiner Pritsche gefesselt lag. Er drehte fast durch, wußte er doch, welch ein Horror draußen ablief, und er konnte nichts dagegen unternehmen.

Diese Sekunden gehörten zu den schlimmsten, die er in der letzten Zeit durchgemacht hatte.

Den Kopf konnte Suko nicht anheben. Wenn er erkennen wollte, was draußen vorging, mußte er schon schielen, und er sah das gleiche wie die schreckensstarre Diana Lynn.

Die Breite der Tür wurde von einem ebenso breiten Schatten eingenommen. Ein Untier, das nicht hoch war, es schien fast auf dem Boden zu liegen. Suko versuchte verzweifelt, es zu erkennen, ohne jedoch einer Lösung näher zu kommen.

Die Männer in Grau standen ebenfalls unbeweglich. Ihre Tat hatte sich als Bumerang erwiesen. Sie hatten mit den Kräften Aibons gespielt und vergessen, daß man die Karten manchmal auch überreizen konnte.

Das Monstrum glich einem platten Fisch, der auf vier kurzen Beinen ging. Quer steckte etwas in seinem Maul, das sich plötzlich bewegte. Suko konnte es genau erkennen, weil sich das Untier schwerfällig in Bewegung setzte, um die letzte Distanz zu überbrücken.

Es war ein Mensch!

In seiner Brust schlug das Herz schneller. Er hatte das Opfer auch erkannt, doch Diana rief dessen Namen.

»Kalem!«

Der Kurde reagierte nicht. Er schrie auch nicht mehr, nur noch ein Wimmern drang aus seiner Kehle.

Das Monstrum drückte seine breite Schnauze herum, damit es in die Hütte gelangen konnte.

Für Suko stand fest, daß es für dieses Untier nicht bei einem Opfer bleiben würde. Er selbst war hilflos, aber die Männer in Grau konnten etwas unternehmen.

»Verdammt!« schrie er ihnen zu. »So tut doch endlich was, ihr hirnrissigen Idioten.«

Sie machten nichts, dafür öffnete das Monstrum sein Maul. Die Zähne ließen den Kurden los, und der Körper rollte einmal über den Rand des Unterkiefers hinweg, bevor er den Boden erreichte. Etwas Lichtschein schwebte über ihm weg.

Suko sah die zerrissene Kleidung und glaubte auch, die Wunden auf dem Körper erkennen zu können.

War er tot?

Nein, er lebte noch, denn er kroch unter großen Schmerzen zur Seite, um nur nicht noch einmal von dem Untier erwischt zu werden, das jedoch jegliches Interesse an ihm verloren hatte, denn es hob seinen mächtigen krokodilartigen Schädel an und schwenkte ihn langsam von einer Seite zur anderen, als wollte es sich das nächste Opfer genau aussuchen.

Viel Auswahl gab es nicht, und die verfluchten Männer in Grau blieben so ruhig, als würde es sie nichts angehen.

Sukos Gesicht war schweißüberströmt. Daß sich die Lage derart verdichten würde, damit hatte er nicht gerechnet. Er fuhr die beiden Hüter Aibons an. »Verdammt noch mal, tut endlich was. Ihr habt das Monstrum geholt. Sorgt dafür, daß es verschwindet.«

Sie rührten sich nicht. Suko hätte ebensogut mit einer Wand sprechen können.

Das Monstrum tat etwas.

Plötzlich schob es sich nach vorn auf das nächste Opfer zu. Es war Diana Lynn.

Sie begriff nicht, dann aber gellte ihr Schrei durch die Hütte. Er klang wie eine Sirene, die Panik hatte ihr Gesicht entstellt, denn dicht vor ihr klappte die Schnauze des Monstrums auf.

»Tut was!«

Sukos Stimme überschlug sich beinahe. Er kam nicht an seinen Stab heran, bewegte sich wie ein Irrer innerhalb der Fesseln, ohne jedoch freikommen zu können.

Und das Monstrum schnappte zu.

Suko hörte ein schmatzendes Geräusch. Die Zähne hatten die Lederjacke erwischt, zerrten daran und rissen die junge Frau von den Füßen, die mit dem Rücken über die Holzwand glitt, nicht wußte, was sie tun sollte und immer nur schrie.

Mit einem dumpf klingenden Geräusch landete sie auf dem Boden, warf die Arme hoch, weil sie den Schwung beim Aufstehen nutzen wollte.

Das Maul des Monstrums war schneller und gnadenlos. Zielsicher schnappte es zu.

Keine Chance mehr für Diana.

Es erging ihr nicht anders als dem Kurden. Sie spürte den Druck der Zähne auf ihrer Haut und merkte, wie sich das Monstrum herumdrehte. Erst jetzt hatten sich die beiden Aibon-Gestalten entschlossen, etwas zu tun. Sie griffen zu ihren Steinen, gingen dem Monstrum entgegen und aktivierten die Magie.

Das war auch alles. Sie konnten ihre magischen Steine gegen Menschen einsetzen, doch die Bewohner, wer immer es war, stammten nicht von Menschen ab.

Das Grün fluoreszierte sehr wohl über den Körper des Monstrums, nur zerfiel es nicht zu Staub.

Vor Sukos entsetzten Augen geschah das, was er insgeheim befürchtet hatte.

Das Monstrum geriet samt seiner Beute in den magischen Sog der Steine – und verschwand.

So schnell, wie das Licht erschienen war, sackte es wieder zusammen. Nur war die Fläche leer, die Macht der Männer in Grau hatte für eine weitere Komplikation gesorgt.

Hätte Suko gekonnt, er hätte die Hände vor das Gesicht geschlagen, die einzige Geste, die ihm geblieben war und die alles aussagte.

Aber er lag gefesselt da und mußte mit ansehen, wie sich die Männer in Grau anschauten.

Auf ihren Gesichtern zeichneten sich keine Gefühle ab. Suko konnte sich vorstellen, wie es in ihnen aussah. Freuen würden sie sich bestimmt nicht darüber.

Der Verletzte hatte sich in den Hintergrund gerollt, als würde er sich schämen. Dort lag er auf dem Rücken und versuchte, die Schmerzen zu unterdrücken, was ihm nicht immer gelang. Hin und wieder drang ein tiefes Stöhnen aus seinem Mund.

Suko sprach die beiden Männer in Grau an. »Ich glaube, daß es jetzt

Zeit wird, falls es nicht doch schon zu spät ist. Ihr habt gesehen, was geschehen kann, wenn Aibons Kräfte nicht mehr kontrollierbar sind. Verflucht noch mal, schneidet mich los!«

Sie zögerten, und Suko mußte sie noch einmal anschreien, biß sie sich endlich rührten. Gemeinsam traten sie dicht an seine Pritsche heran. Einer von ihnen zog ein Messer, und zerschnitt die Fesseln.

Danach ging alles blitzschnell. Noch hing das Messer über dem Inspektor, und er bewegte sich deshalb nicht. Außerdem hatte er das Gefühl, in seinen Gliedern taub zu sein, denn Adern und Venen waren lange nahezu abgeschnürt gewesen.

Fuß- und Fingerspitzen schienen platzen zu wollen. Obwohl Suko es brandeilig hatte, mußte er warten, bis er sich erholt hatte. Er atmete durch den offenen Mund. Auf seiner Stirn lag der kalte Schweiß. Nach einer Weile richtete er sich auf.

Langsam, vorsichtig. Dennoch erfaßte ihn ein Schwindel, und er klammerte sich am Rand der Pritsche fest.

Auch der Verletzte wollte sich aufrichten. Er allerdings war einfach zu schwach.

Suko hob den Kopf. »Okay, Freunde, ihr werdet jetzt mit mir das gleiche machen wie mit John Sinclair. Schafft mich nach Aibon, schafft mich in dieses verdammte Land – klar?«

Sie nickten.

Er streckte den rechten Arm aus. »Meine Waffe hätte ich auch gern zurück.«

Suko bekam sie.

Dann stand er auf. Daß er wackelte, störte ihn nicht. Nur seine Beine standen dicht vor dem Platzen, denn wieder schoß das Blut durch die Adern, was schmerzte.

Um Kalem brauchte er sich nicht zu kümmern. Der würde überleben. Jetzt waren andere Dinge wichtiger.

»Wollt ihr mit?« fragte er die beiden Männer in Grau, die ihn eingekreist hatten.

»Ja, wir werden dir zur Seite stehen.«

Suko grinste nur. »Da bin ich gespannt«, murmelte er und schaute dabei in das grüne Licht, das ihn umflorte und einfach mitriß. Weg aus seiner Welt…

***

Das also war die Welt des Hook!

Ein gewaltiges, ein unheimliches Land, dazu dunsterfüllt, wo kleine Seen und Teiche sich mit sumpfigen Wiesenstreifen abwechselten oder Wälder in den Himmel wuchsen. Die Kraft der Sonne reichte nicht aus.

Der Feengeist hatte mir nicht erklärt, wohin ich reiten sollte und ließ den Hirsch einfach laufen.

Geradeaus, immer der Nase nach, und dabei dem Ufer eines flachen Sees folgend, der rechts neben mir lag wie ein großer Spiegel.

Sein Wasser schimmerte grünlich.

Wenn ich über den See hinwegschaute, sah ich in der Ferne die hohen, kantigen Berge. Sie besaßen eine ungewöhnliche Formation, waren sehr steil, stiegen oftmals senkrecht in die Höhe und erinnerten mich an markante Formationen, die ich schon des öfteren auf meiner, der normalen Welt gesehen hatte.

Und zwar in Südtirol, wo die Dolomiten als besonderes Merkmal die drei Zinnen besaßen.

Klar sah ich sie nicht. Der Dunst hatte sich an verschiedenen Stellen und auch in unterschiedlichen Höhen wie Rauchringe um die Felsen gelegt, als wollte er das Gestein fesseln.

Auch von den sehr weiten und dichten Wäldern bekam ich nur Ausschnitte zu sehen. Da sah die Nebelwand aus, als wäre sie von einer gewaltigen Hand gelöchert worden.

Große Fenster, durch die unheimliche Wesen die Welt das Landes Aibon beobachteten.

In der allmählich immer klarer werdenden Luft bewegten sich hoch über meinem Kopf große, dunkle Vögel, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Riesenfledermäusen besaßen. Sie flogen nicht sehr schnell und zogen nur ihre Kreise.

Manchmal verschwanden sie in einer hellweißen Wattewolke, um Augenblicke später wieder zu erscheinen. Sie besaßen keine bestimmte Richtung, sie waren nur einfach da und kreisten, anscheinend immer auf der Suche nach Beute.

Das Ufer war nicht sehr weit entfernt. Ich wollte meine Neugierde befriedigen und ritt näher an das flache Wasser heran, aus dem feuchte, sumpfige Pflanzen wuchsen, die teilweise mit prächtigen, bunten Blütenkelchen verziert waren.

Die Oberfläche war einfach zu dunkel, als daß ich hätte etwas erkennen können. Aber die Wellenbewegung blieb, und das hatten auch die kreischenden Vögel bemerkt.

Zwei von ihnen stießen herab.

Und wie sie kamen. Ich war fasziniert, saß wie ein Denkmal auf dem Rücken des Hirsches und schaute ihnen zu. Sie kippten nach vorn weg wie zwei Pfeile.

Ebenso schnell stießen sie zu.

Kurz vor Erreichen des Sees drehten sie ab. Elegant, schwungvoll, es war eine Freude, ihnen dabei zuzusehen, wie sie wieder aufstiegen.

Ich konnte mir nur denken, daß die Beute verschwunden war. Irrtum, ein Land wie Aibon hielt immer neue Überraschungen parat.

Aus dem Wasser wühlte sich mit einer blitzartigen Geschwindigkeit etwas hervor, das mir, inmitten eines Umhangs aus grünweißer,

flirrender Gischt, wie ein langer Arm vorkam.

Das war es nicht.

Aus der Tiefe war der lange Hals, der Kopf mit dem aufgerissenen Maul eines seeschlangenähnlichen Monsters hervorgeschossen. Und das Maul zielte genau.

Ein Vogel entwischte, der andere schaffte es nicht. Das Maul entwickelte sich zu einem Riesenschnabel, der scherengleich zugriff und den Vogel im Flug erwischte.

Gebannt schaute ich diesem Naturschauspiel zu. Die Gischt war mittlerweile zusammengesunken, so daß ich freie Sicht auf das Monstrum bekam. Noch immer starrte der Hals aus dem Wasser.

Der Vogel schaffte es nicht mehr, seine Flügel zu bewegen. Dennoch ruckte sein Körper in die Höhe. Der Vogel wollte dem Tod entwischen. Die Seeschlange ließ es nicht zu. Sie verschlang den Vogel, bevor sie in der grüngrauen Tiefe verschwand.

Mein Reittier zitterte. Es fürchtete sich vor der Seeschlange. Ich sprach beruhigend auf den Hirsch ein, der auch weiterhin mit den Hufen scharrte, aber auf dem Fleck blieb. Da wo das Seeungetüm verschwunden war, schäumte das Wasser noch nach.

Hoch über dem See kreiste der zweite Vogel. Er würde in Zukunft ohne seinen Artgenossen auf die Jagd gehen müssen.

Ich zog das Tier herum. Ohne Zügel reagierte es auch auf einen Schenkeldruck.

Welch ein Land, dachte ich. Aibon war für immer neue Überraschungen gut. Ich dachte an Hook, den Herrscher dieses Areals, und fragte mich, ob Monstren wie die Seeschlange ihm ebenfalls gehorchten. So weit mein Blick reichte, stand alles unter seiner Kontrolle. Ich verließ mich dabei auf Perlhauts Erzählungen.

Dann ritt ich weiter.

Noch immer ohne direktes Ziel, allerdings stand für mich fest, daß ich unter Kontrolle gehalten wurde. Perlhaut hatte es mir versprochen. »Auch wenn du mich nicht siehst, John, ich bin in deiner Nähe und halte Wacht. Verlasse dich darauf.«

Diesmal ritt ich weiter vom Ufer des Sees entfernt. Seeschlangen mit einer derartigen Reichweite konnten nur zu leicht in die nahen Uferregionen gelangen, das wollte ich auf jeden Fall vermeiden. Als Fraß für Monster sah ich mich nicht an.

Über mir schwebte noch immer der Dunst, aber die Löcher in den Tüchern waren größer geworden. Die Sonne über Aibon hatte den mächtigen Regen vergessen lassen und auch dafür gesorgt, daß meine Kleidung nicht mehr vor Feuchtigkeit dampfte.

Der Wind war warm. Er strich wie ein feines Tuch durch mein Gesicht und schien direkt aus irgendwelchen stickigen Sümpfen emporgekrochen zu sein. Ihn begleitete der Geruch von Frische, aber

auch vermischt mit einem Fäulnisgestank, denn an seinem Ende ging der See über in eine weite, braungrüne Fläche, die auf einen Sumpf hindeutete. Auch dessen Oberfläche befand sich in permanenter Bewegung, nur konnte ich nicht erkennen, ob Lebewesen durch das hohe Gras wischten oder nur der Wind mit den Halmen spielte.

Die Fläche zwischen See und Wald verlor an Breite. Der Wald wuchs immer näher heran. Ein dichter Wirrwarr aus Pflanzen, hohen Bäumen und Gestrüpp, dessen Blätter im Wind zitterten, manchmal gedreht wurden, ihre Unterseiten zeigten, die aufblitzten wie glänzende Taler.

Auch zwischen den Bäumen entdeckte ich zahlreiche Bewegungen. Weiße Vögel, die Ähnlichkeit mit Kranichen hatten, flatterten plötzlich aus einem dichten Wipfelgestrüpp in die Höhe. Etwas schnellte hinter ihnen her. Zuerst dachte ich an einen Arm, wie den des Seeungeheuers, doch das braune Tier sah aus wie ein großer Schäferhund, dem lederartige Flügel gewachsen waren.

Mit ihnen konnte er sich kaum voranbewegen. Es reichte aus, um den nächsten Baum zu erreichen, aber nicht die Beute. Die Vögel waren ihm entwischt.

In einem Land wie diesem wäre ich gern mit einem Schwert oder einer Machete bewaffnet gewesen. Nur die Beretta und den Bumerang zu tragen, kam mir etwas deplaziert vor.

Wenn ich die Richtung beibehielt, würde ich unweigerlich in den dichten Wald einreiten. Vom Herrscher dieses Landes an der Grenze zwischen den beiden Aibon-Teilen hatte ich noch nichts gesehen.

Wie der Hook aussah, war mir unbekannt.

Wieder schaute ich zu den Bergen hin, die unter den Strahlen der Sonne rötlichbraun glühten. Sie boten schon ein imposantes Bild, wie sie da in einer nahezu majestätischen Ruhe standen und alles unter Kontrolle hatten.

Ich war durch die Berge geritten, das bei strömenden Regen, und erlebte nun eine tropische, feuchte, dschungelhafte Hitze, die meine Kleidung wieder näßte. Diesmal mit Schweiß.

Ich hatte Hunger bekommen, auch Durst. Beides hielt sich noch in Grenzen.

Irgendwann mußte ich doch auf den Hook treffen oder auf seine Wohnstatt.

Meine Gedanken drehten sich um Perlhaut, während die ersten Zweige schon fast den Körper des Hirsches berührten. Ich hielt das Tier an, wollte mich umschauen, als dicht vor meinen Augen etwas Durchscheinendes herwischte.

Es war die Geisterfee.

»Bis hierher hast du es geschafft, John. Ich gratuliere dir«, hörte ich ihre wohlklingende Stimme.

Ich winkte ab. »Es war kein Kunststück. Nur habe ich den Hook noch

nicht gesehen.«
»Das weiß ich. Du mußt auch noch reiten, um in das Zentrum zu gelangen, wo er herrscht.«
»Okay.« Ich klopfte gegen den Kopf des Hirschen. »Aber was ist mit den Horror-Reitern?«
»Auch deshalb bin ich gekommen, John. Sie haben das Gebiet bereits erreicht.«
Ich saß starr. »Was sagst du da? Soll das heißen, daß ich ihnen begegnen kann?«
»Wenn du Pech hast.«
Ich wischte über meinen Nacken. »Das wäre mir nicht recht. Ich müßte erst den Hook gefunden haben.«
»Ich werde dir den Weg beschreiben. Er ist nicht mehr schwierig, auch wenn der Wald sehr dicht aussieht. Eines möchte ich dir noch erklären. Was immer du siehst, sei auf der Hut! Es können manchmal sehr böse Feinde sein.«
»Das glaube ich dir gern, Perlhaut.«
In den folgenden Sekunden bekam ich die genaue Beschreibung, wie ich zu reiten hatte. Ich prägte mir den Weg ein, nickte der Geisterfee dankbar zu und ließ den weißen Hirschen gehen.
Mir kam es vor, als würde er zögern, den direkten Weg zu nehmen. Konnte es sein, daß er die Gefahr roch, die im Wald auf uns lauerte? Ich sprach mit ihm. Er trottete weiter und hatte am Waldrand sogar eine Lücke entdeckt, in die er sich hineinschob, wobei sein Geweih an den Stämmen entlangschabte.
Der Hirsch fand den Weg. Ich hockte geduckt auf seinem Rücken, wehrte immer wieder lianenähnliches Grünzeug ab, das klebrig gegen mein Gesicht schlug.
Bestimmt hockten in diesem Wald auch Schlangen. Gefahren lauerten überall, hatte Perlhaut mir zu verstehen gegeben, nur war ich bisher nicht angegriffen worden. Es kam mir vor, als hätte ich ein stillschweigendes Übereinkommen mit den hier lebenden Kräften geschlossen.
Der grüne Tunnel hielt mich umschlossen. Tausend Gerüche umwehten mich. Manche angenehm, andere wiederum faulig und nach Verwesung riechend.
Der Boden war nicht zu sehen. Auf ihm lag eine dicke Schicht abgestorbener Blätter und Äste, durch das Regenwasser vermischt zu einem braungrünen Schmier, der an manchen Stellen fast so glatt wie Eis war. Der Hirsch mußte sehr vorsichtig gehen.
Plötzlich stutzte ich.
Bisher war alles friedlich gewesen, aber der Anblick, der sich mir so unerwartet bot, ließ schon meinen Magen leicht in die Höhe steigen. Vor mir hing ein blutiges Etwas.

Es sah aus wie ein übergroßes Kaninchen und war in einer Astgabel festgeklemmt worden. Der Hirsch stoppte ohne Befehl. Trotz der zahlreichen, uns umgebenden Geräusche, hörte ich eines ganz besonders hervor.

Es war ein Schmatzen und Knirschen, als wäre jemand dabei, etwas hastig zu verschlingen.

Ich schaute dorthin, wo das blutige Etwas hing. Dahinter verwehten mir Blätter die Sicht, aber genau von dort war das Geräusch erklungen.

Plötzlich bewegten sich die Blätter. Ein Krallenarm oder Fuß schob sich hervor und verhakte sich in dem Beutestück, aus dem es einen Teil abriß wie Papier.

Blitzschnell verschwand der Arm, das Schmatzen klang wieder auf, ich schluckte und ritt schnell weiter. Diese Szene hatte mir gereicht, ich wollte nicht noch länger zuschauen.

Der Boden glänzte wie eine ölige Pfütze, mein Reittier sank tiefer ein, und mir kam der Verdacht, daß wir mitten durch einen kleinen Tümpel ritten.

Ich hörte auch das Platschen, dann erreichten wir wieder trockenen Boden. Etwas flatterte über mir in den Bäumen, dann kreischte eine schrille Stimme ähnlich der eines Brüllaffen.

Eine ganze Horde fiel ein, und das Blattwerk hoch oben geriet in wilde Unordnung. Schattenhafte Wesen huschten wie auf der Flucht durch die Kronen der mächtigen Laubbäume. Sie alle waren miteinander verflochten, sie bildeten ein Gewebe, man konnte praktisch den Wald durchqueren, ohne den Boden benutzen zu müssen.

Das wäre was für Tarzan gewesen, der hätte sich hier bestimmt wohl gefühlt, im Gegensatz zu mir, denn ich kam mir immer mehr vor wie in einer Waschküche, in der auch die Insekten nicht fehlten, denn was mich da umsummte, erinnerte mich an einen Mückenschwarm, der einfach nicht abreißen wollte.

Dafür riß der Wald ab.

Das heißt, er zeigte ein Loch, als wäre es von einer von oben kommenden gewaltigen Faust in die Natur hineingestampft worden und hätte alles andere zerstört.

Eine Lichtung war es, mehr nicht.

Aber die hatte es in sich. Denn in ihrer Mitte stand eine Figur, die ich kannte.

Sie zeigte den widerlichen Dämon Baphomet!

***

Es haute mich zwar nicht vom Rücken des Hirschen, der Anblick überraschte mich dennoch auf negative Art und Weise. Da war die

Statue, die überhaupt nicht in das landschaftliche Bild hineinpaßte.

Das war so, als würde jemand sein Steak mit einer Milchdose übergießen. Grundlos stand die Statue hier nicht.

Ich versuchte, alles auf die Reihe zu bekommen, was nicht einfach war. Drei verschiedene Dinge mußten zusammenpassen oder passend gemacht werden.

Aibon, die Horror-Reiter und jetzt Baphomet. Drei Seiten, aus denen sich die Figur zusammensetzte. Aber die drei Teile hatten nichts miteinander zu tun, sie standen in keiner Verbindung. Aibon würde niemals einen Pakt mit einem Teil Luzifers, eben Baphomet, eingehen.

Klar, Aibon nicht, verbesserte ich mich selbst. Dafür ein anderes Gebiet.

Das Land zwischen den beiden Teilen, diese Insel, die jetzt gefüllt werden mußte. Den Hook als Herrscher zu sehen, war einfach zu wenig. Hier mußte mehr geschehen.

Ich schaute mir dir Statue genau an. Sie war relativ groß, reichte einem ausgewachsenen Mann bis an die Schulter und bestand aus einem braunen, irgendwie häßlichen Stein. Die aus der breiten Stirn des dreieckigen Gesichts wachsenden Hörner wirkten wie blaßweiße Knüppel. Der Körper selbst besaß einen Buckel, die Augen in den Höhlen glänzten, waren aber keine Karfunkelsteine, wie es eigentlich bei Baphomet hätte sein sollen.

Der weiße Bart war auch nicht vorhanden, dafür zeigte der breite Mund ein widerliches Grinsen, faunisch, debil und wissend zugleich. Die Mundwinkel standen hoch, als wollten sie mit ihren Enden in die Wangen hineinstechen.

Dieses Gesicht wirkte auf meine Faust magnetisch. Ich hätte am liebsten hineingedroschen, überlegte es mir aber, denn mit Durchdrehen kam ich zu nichts.

Noch stand ich am Rand der Lichtung. Meine Gestalt und der Körper des weißen Hirsches wurden vom Grün der Umgebung gedeckt.

Ab und zu zuckten Sonnenstrahlen durch den Wald.

Was sollte geschehen?

Okay, ich konnte versuchen, Baphomet zu vernichten. Als Statue war es eine Kleinigkeit, ich konnte sie aber auch stehenlassen und darauf warten, daß die Horror-Reiter erschienen. Ich ging davon aus, daß sich die Horror-Reiter und Baphomet dieses Gebiet hier gewissermaßen als Zentrum des neuen Reichs ausgesucht hatten. Das andere Böse war bereits durch Baphomet manifestiert und hatte die ursprüngliche Magie, vertreten durch Hook, vielleicht zurückgedrängt.

Eine Theorie, die ich gern bewiesen hätte. Ich überlegte hin und her, dabei blieb es bei meinem ersten Entschluß.

Vernichte das Böse, wo immer du kannst!

Nach dieser Devise ging ich vor, denn Baphomet war für mich etwas

Böses, auch wenn er nicht als Person vor mir stand, sondern als Kultfigur. Ich wußte ja, daß die verfluchte Person wiedergeboren war. Damals, in Paris war es geschehen.

Nicht grundlos hatten sich die Templer in zwei große Hälften gespalten. Auf der einen Seite, die, die dem Weg des Lichts folgten, auf der anderen die Baphomet-Jünger, die mit großem Vergnügen dem Bösen dienten und die alte Magie des Mittelalters wieder auferstehen lassen wollten.

Auf meinem Ritt hatte ich Hooks Reich und vor allen Dingen den Wald einigermaßen kennengelernt. Ich war stets von Geräuschen begleitet gewesen. Da hatten Tiere geschrien, gekrächzt, geraschelt oder gepfiffen. Übliche Laute, die auch in einen Erdenwald gepaßt hätten.

Im Umkreis der Statue war es still. Der Wald schwieg. Nur das Rascheln der Blätter in den Baumkronen war zu hören, wenn der Wind mit seinen Armen hindurchschaufelte. Hin und wieder blitzte ein Stück Blau durch den grünen Vorhang über mir, aber andere Tiere entdeckte ich nicht. Möglicherweise waren sie geflohen oder hatten sich bewußt verborgen. Baphomet schien bereits die Macht des mir unbekannten Hook gebrochen zu haben. Kein Wunder bei seiner Macht.

Ich holte meinen Bumerang hervor. Wenn ich die Statue schon zerstörte, dann wollte ich ihr den Kopf abschlagen. Ein Wurf mußte dazu reichen. Ich blieb auf dem Rücken meines Hirsches sitzen und schwang den rechten Arm zurück.

Um genau zu treffen, mußte ich den Wurf etwas schräg ansetzen, dann konnte ich nicht vorbeiwerfen.

Schon vor dem Wurf merkte ich die innerliche Freude. Wann immer ich die Chance bekam, gegen das Böse anzugehen, wollte ich sie nutzen.

Ich warf!

Fast schon kometenhaft schnell schickte ich den Bumerang auf die Reise. Obwohl ich im Werfen der Waffe keine besondere Übung besaß, war die silberne Banane für mich wie geschaffen. Manchmal überkam mich der Eindruck, als würde sie von selbst das Ziel treffen und ich nur mehr so etwas wie ein Handlanger sein.

Auch diesmal war es so.

Ich hörte das dumpfe Geräusch, als der Bumerang dicht unter dem spitzen Kinn des Kopfes in den Hals der Statue schlug. Aus welchem Material sie auch immer gebaut sein mochte, es hielt der magischen Kraft des Bumerangs nicht stand. Polternd fiel der Kopf zu Boden.

Auch die silberne Banane raste noch weiter, jagte wie eine Drehscheibe am Rand des Unterholzes entlang, bevor sie wieder zu mir zurückflog.

Geschafft. Mit diesem guten Gefühl fing ich den Bumerang wieder auf und war gespannt, was folgen würde.

Zunächst einmal nichts.

Drei, vier und auch mehr Sekunden vergingen in der nahezu atemlosen Stille. Der häßliche Kopf Baphomets lag im hohen Gras verborgen, doch ich wußte genau, wo sich die Stelle befand, denn von ihr aus quoll etwas in die Höhe.

Dünne Rauchschwaden. Nicht grau, sondern schwefelgelb und mit grünlichen Schlieren versehen.

Der Torso stand noch. Wenn ich den Kopf vorstreckte, konnte ich in die Halsöffnung schielen, in der ich eine Bewegung entdeckte, denn auch dort hatte sich Rauch ausgebreitet, der in die Höhe stieg und wie zarter Dampf über den Rand hinwegfloß.

Ich lächelte kurz, wollte vom Hirschrücken steigen, als etwas anderes passierte.

Es war verwunderlich, komisch, unheimlich und auch kaum erklärbar. Durch die Vernichtung der Statue änderte sich das Bild in der Umgebung. Es hatte den Anschein, als wäre alles andere zuerst verdrängt worden, um jetzt, wo die andere Macht vernichtet war, zurückzukehren.

Der Wald bekam wieder Leben!

Es fing an mit dem geheimnisvollen Rascheln, mit den Lauten der Tiere. Etwas huschte schlangengleich durch das Gras, und auch die Lichtung weitete sich.

Noch immer stand der Torso in der Mitte. Aber er hatte bereits Risse bekommen, durch die der graugrüne Qualm kroch und seinen kratzigen, widerlichen Gestank verbreitete.

Meine Magie hatte die andere zerstört und dafür gesorgt, daß das eigentliche Gebiet, das hier seit langem Bestand hatte, wieder zurückkehrte.

Hooks Land.

Und auch er kam.

Nicht plötzlich, es geschah auf eine Art und Weise, die mich ebenfalls überraschte. Mein Blickfeld engte sich zwar nicht ein, dennoch schob sich etwas vor meine Augen und in diese Welt hinein. Ich empfand beide als Bilder, wobei das letzte Bild das erste, das ich erlebt hatte, überdeckte.

Es war einfach fantastisch. Ich merkte die anderen Kräfte, die auch mich nicht ausließen. Den Bumerang hielt ich noch immer in der Hand. Über ihm lief ein grünliches Flimmern, bestehend aus zahlreichen Reflexen. Das war der Beweis, daß die eigentliche Kraft des Landes Aibon wieder zurückkehrte und mit ihr der Hook!

Zum erstenmal sah ich ihn. Niemand hatte ihn mir beschrieben, ich wußte trotzdem, daß diese Gestalt nur der Hook sein konnte, so

preßte ich unwillkürlich ein »Mein Gott« hervor…

***

Augenblicke, Sekunden nur war er zu sehen. Ein Pfahl, ein Baumstamm, braun und mit einer von zahlreichen eingeschnitzten Motiven bedeckte Rinde umgeben.

Auf ihm hockte ein grünes Etwas. Gewaltig, ein Klumpen aus Maul, langen, schuppigen Armen und kurzen Beinen. Versehen mit roten Glutaugen, die im dichten dunklen Grün der Schuppenhaut noch stärker hervortraten.

Das breite Maul klaffte weit auf.

Eine Zunge schlug hervor und leckte in wilder Vorfreude auf irgendein Opfer über die beiden äußeren Kiefernhälften.

Der Stamm oder was immer es war, stand sehr hoch. Er besaß auch einen ziemlich großen Durchmesser. Unter dem Klumpen hatte sich eine ebenfalls grüne Kralle ausgestreckt, die den Körper einer nackten Frau umfaßte, als wäre diese eine Puppe.

Die Kralle zog den Körper zu sich heran, als wollte sie ihn in ihrem Maul verschwinden lassen, breit genug war es tatsächlich.

Dann war das Bild verschwunden.

Kein Hook mehr, nur noch die ganz normale Umgebung, wie ich sie kannte. Ohne Baphomet, ohne diesen Wahnsinn der verbrecherischen Templer, dafür aber mit der Magie des Landes Aibon versehen. Für mich war diese Verschiebung der Magie ein Rätsel gewesen. Ich stellte mir automatisch die Frage, was es zu bedeuten hatte.

Weshalb hatte sich mir der Hook gezeigt, und wer war die nackte Frau in seiner Kralle gewesen?

Natürlich eine Beute, ein Opfer – und ein Mensch!

Ein Mensch in Aibon, eine nackte Frau, die sich zudem in höchster Gefahr befand.

Ich dachte natürlich an eine Rettung, nur wußte ich nicht, wie ich anfangen sollte. Es war einfach zu kompliziert. Ich hatte die Welt gesehen, sie war erschienen und wieder verschwunden, eingetaucht möglicherweise in andere Dimensionen, aber noch innerhalb des Hookschen Reiches.

Trotz meines leichten Sieges über Baphomet fühlte ich mich verflixt unwohl. Ich konnte die Szene nicht aus der Erinnerung streichen, sie blieb haften. Meine Gedanken drehten sich immer um das Mädchen, und ich mußte etwas tun.

Aber wie?

Niemand war in der Nähe, der mir den Weg gezeigt hätte. Diese Umgebung war für mich fremd und feindlich. Auch von meiner Begleiterin Perlhaut entdeckte ich nicht einmal einen Schimmer. Vielleicht traute sie sich nicht.

Dafür hörte ich etwas. Eigentlich hatte ich damit schon lange gerechnet, ich hatte es regelrecht vermißt, doch als die Töne der Flöte durch das dichte Grün an meine Ohren drangen, da wußte ich, daß sich ein alter Bekannter, fast schon ein Freund, näherte.

Der rote Ryan!

Er gehörte zu Aibon wie das Eis auf den Nordpol. Er war ein Wanderer, ein Suchender in einem Land, dessen Weite nur von den Horizonten begrenzt wurde.

War er das Sinnbild Aibons?

Irgendwie schon, und der Vergleich zu Mozarts Papageno stimmte nicht nur wegen der Flöte, für die er bekannt war. Der rote Ryan sah auch fast so aus wie die Bühnenfigur.

Hätte man ihn nach der Kleidung gefragt, hätte er gesagt: Ich trage die Kleidung des Waldes.

Sein Rock, sein Wams, die Schuhe, die enge Hose, das alles schien aus Blättern gefertigt zu sein und besaß natürlich auch die entsprechende Farbe. Viel Grün, dazwischen ein leichtes Braun, wobei die Haare in einem scharfen Kontrast standen, denn sie leuchteten in einem feurigen Rot und waren so widerborstig, daß an ihnen jeder Kamm verzweifelt wäre. Der rote Ryan war typisch für Aibon, und er gehörte nicht auf die Seite des Druiden Guywano, sondern war ein Wesen aus dem anderen Teil.

Die Töne schwangen noch immer durch den Wald, ohne daß ich den roten Ryan zu Gesicht bekam. Er war auch schwer zu entdecken, durch seine Kleidung schaffte er es, sich wunderbar zu tarnen und kaum aufzufallen.

Plötzlich verstummte das Spiel. Ein letzter Nachhall noch, dann war es vorbei.

Ich wartete, suchte nach ihm und sah die Bewegung schräg vor mir, wo zwei mächtige Baumstämme von lianenartigen Gewächsen umschlungen waren.

Dort leuchtete etwas hervor. Rot wie Ryans Haar.

Ich stieg ab. Meine Füße versanken im weichen Gras und drückten den ebenfalls weichen Humus ein. Der rote Ryan hatte meine Bewegung wahrgenommen. Er löste sich aus seinem Versteck und schritt mir federnd entgegen. Wenn jemand hätte sein Alter bestimmen sollen, es wäre ihm kaum gelungen. Er kam mir alterslos vor. Seine Haut besaß keinen sehr hellen Teint, wie man ihn oft bei Rothaarigen erlebt, sie war gebräunt, auch wenn Sommersprossen darauf wuchsen.

Helle, wache Augen schauten mir entgegen, mit leicht grünlich schimmernden Pupillen.

Ich lächelte ihn an, er lächelte zurück, dann reichten wir uns die Hände.

Seine Hand fühlte sich kühl an und gleichzeitig warm. Durch seine Adern rann Aibon-Blut, wahrscheinlich von einer ebenfalls grünen Farbe, wie es bei manchen Druiden der Fall war.

»John«, sagte er, »ich wußte, daß ich dich hier finden werde!«

»Klar, und ich habe dich gesucht.«

Der rote Ryan lachte. »Weshalb?«

»Aibon ohne ein Treffen mit dir habe ich noch nie erlebt. Irgendwo bist du immer dabei.«

»Kann sein, aber ich fühle mich nicht gut, John. Die Natur hat mir berichtet, daß du wieder hier bist, um den Weg zu gehen, der dir vorgeschrieben ist. Ich weiß sehr genau, was da in Bewegung gesetzt wurde. Du willst Feuer mit Feuer löschen. Ist es nicht so?« Er schaute mich noch an, als wäre er sich seiner Sache nicht hundertprozentig sicher.

»Stimmt, das kann sein.«

»Wußte ich es doch.«

»Habe ich eine Chance?«

»Ich weiß es nicht, ob man eine Chance gegen AEBA und deren Hintermänner haben kann. Sie sind einfach zu mächtig und stark.«

Er strich über seine weit geschnittene Kleidung, die sich bei näherem Hinsehen als dünnes, aber widerstandsfähiges Leder entpuppte.

»Du bist direkt zum Thema gekommen, das ist gut. Ich habe gesehen, wie die Horror-Reiter die Trooping Fairies vernichteten. Es war einfach grauenhaft, unbeschreiblich, und sie werden ihren Weg fortsetzen, wenn ich sie nicht stoppe.«

»Stimmt.«

»Ich habe die Figur des Baphomet bereits vernichtet, wobei ich davon ausgehe, daß die Horror-Reiter sich diesen Platz hier als Zielpunkt ausgesucht haben.«

»Da liegst du richtig.«

»Wollen sie tatsächlich das Gebiet des Hook?«

Der rote Ryan nickte.

»Wer ist der Hook?« fragte ich. Bevor er antworten konnte, sprach ich weiter. »Moment, Ryan. Ich habe ein auf einem Baumstamm hockendes Monstrum gesehen. Ist das der Hook? Ein grünlicher Klumpen mit einem gewaltigen Maul, so breit, daß es auch einen Menschen verschlingen kann? Sieht so der Herrscher über dieses Gebiet aus?«

»Du hast gut beobachtet, John.«

»Okay. Ich sah noch etwas. Er war dabei, eine Frau auf sein Maul zuzuzerren, um sie zu verschlingen. Ich wollte die Frau retten, aber der Hook verschwand. Wie ist das möglich? Wer ist die Frau?«

Der rote Ryan schaute zu Boden. »Im Reich des Hook ist vieles möglich. Durch Baphomets Erscheinen hatte man ihn verdrängt, seine

Magie wurde durch eine noch mächtigere einfach weggeschoben, zurückgedrängt. Du aber hast sie vernichtet, deshalb sieht diese Welt wieder so normal aus, wie sie sein soll. Du befindest dich im Reich des Hook. Er ist selbst ein Monstrum, eine Mutation und herrscht über die gesamten Mutationen, die sich in diesen dichten Wäldern verbergen und hier ihre Verstecke gefunden haben. Er ist der schlimmste von allen.«

»Wird er von den Trooping Fairies bekämpft?«

»Nein, das ist nicht nötig. Der Hook bleibt in seinem Gebiet, wo er sich wohl fühlt. Er sieht nicht ein, die Grenzen zu überschreiten, falls nicht Unvorhergesehenes geschieht. Das ist wohl jetzt eingetreten. Die magische Ordnung geriet durcheinander. Die Horror-Reiter wollen das Gebiet an sich reißen. Klar, daß der Hook durchdreht. Andere tun es ebenfalls. Ich denke an die Männer in Grau.«

»Ja, sie haben mich geholt, um die Horror-Reiter zu stoppen.« Ich lachte auf und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Nur frage ich mich, wie ich das schaffen soll? Kannst du mir einen Rat geben? Wie soll ich als einzelne Person gegen die vier Ausgeburten der Hölle ankommen, dazu noch in einer feindlichen Umgebung…«

»Du bist auf dem richtigen Weg.«

»Indem ich den Hook um Hilfe bitte.«

»Genau.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Muß ich dir erst noch erklären, daß mir so etwas überhaupt nicht liegt? Der Hook ist ein Monstrum, die fleischgewordene Ausgeburt eines furchtbaren Gehirns. Wie soll ich gegen ihn ankämpfen?«

»Nicht kämpfen, John. Du mußt dich mit ihm verbünden.«

»Mit einem, der Menschen verschlingt?« Ich schüttelte den Kopf.

»Nein, das kannst du von mir nicht verlangen. Ich bin davon überzeugt, daß der Fall gekippt ist. Mittlerweile habe ich nicht nur die Horror-Reiter als Feinde, auch den Hook.«

Der rote Ryan hob die Schultern. Dabei schaute er auf seinen rechten Fuß. »Von deiner Seite aus magst du recht haben, John, aber versuche bitte, weit über deinen eigenen Schatten zu springen, sonst kannst du keinen Erfolg erreichen.«

»Klar, sonst geht es Suko an den Kragen, den die Männer in Grau gefangenhalten, um mich in diese Hölle hineinzuzwingen. Es ist schon pervers, das kann ich dir sagen.«

»Nein, John, einiges hat sich geändert.«

»Was denn?«

»Ich habe Kontakt mit den Männern in Grau halten können. Suko ist nicht mehr ihr Gefangener.«

»Wieso?« fragte ich erstaunt. »Haben sie ihn freigelassen?«

»Ja. Und nicht nur das. Die Umstände zwangen sie, die Welt zu

wechseln. Sie befinden sich zusammen mit Suko in Aibon. Und jetzt hör zu. Wenn ich von den Umständen gesprochen habe, gehört auch die Frau dazu, die du gesehen hast. Der Hook hat, wie auch immer, eines seiner Monster in deine Welt geschickt. Es hat sich die Frau geholt, um sie mit nach Aibon zu nehmen.«

»Als Opfer für den Hook?«

»Das weiß ich nicht genau. Ich will es auch nicht abstreiten, aber es kann durchaus sein.«

Der rote Ryan wußte, daß ich Zeit benötigte, um nachzudenken und all die neuen Informationen in die richtige Reihenfolge zu bringen. Das dauerte bei mir etwas. Ich dachte kreuz und quer, kam schließlich zu einem Ergebnis und nickte meinem ungewöhnlichen Freund aus Aibon zu.

»Es ist alles schön und gut, Ryan. Zwei Dinge sind für mich wichtig. Auf diese Frage möchte ich Antworten haben.«

»Wenn ich kann.«

»Wo finde ich Suko, falls er sich in Aibon befindet?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Er wird sich bei den Hütern des Landes aufhalten, und Aibon ist groß. Möglicherweise befinden auch sie sich auf der Suche nach dem Hook und den Horror-Reitern…«

»Schön, gehen wir weiter. Ich bleibe beim Hook. Er ist wichtig, zunächst jedenfalls. Sollte die Frau durch ihn gestorben sein, werde ich ihn als Feind ansehen und mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln versuchen, ihn zu vernichten. Ist das klar?«

Der rote Ryan nickte. Dabei schaute er in mein Gesicht und erkannte, wie ernst es mir mit meinen Worten war.

»Du sagst nichts?«

»Was soll ich kommentieren, John? Ich weiß nur, daß du dir sehr viel vorgenommen hast.«

»Ja, das ist meine Art. Nur bin ich jetzt zuversichtlicher, wo ich weiß, daß sich auch Suko in Aibon befindet. Wie ich ihn kenne, wird er alles versuchen, um mit mir zusammenzutreffen. Zu zweit können wir uns der Gefahr stellen.«

»Es wird ein langer und gefahrvoller Weg für deinen Freund werden«, gab der rote Ryan zu bedenken.

»Das ist mir klar. Mein Weg ist nicht weniger gefährlich. Wirst du mich begleiten?«

Er lächelte schmal. »Deshalb bin ich hier. Ich möchte dir zeigen, wo du den Hook finden kannst.«

»Gern.«

»Aber hüte dich, John. Jetzt ist seine Welt wieder vorhanden. Du weißt selbst, was sich in dem uns umgebenden Wald alles verstecken kann. Hook ist ein Monstrum, er herrscht über Monstren. Rechne damit, daß wir ihnen über den Weg laufen.«

»Ich bin gerüstet.«

»Gut.«

Ich deutete auf den Rücken des Hirschen. »Willst du ebenfalls aufsteigen?«

»Wenn du mich läßt.«

»Natürlich, komm.«

Er stieg hinter mir auf. Mit einem Sprung hockte er dort und umklammerte mich mit beiden Armen, weil er so den günstigsten Halt finden konnte.

»Wohin?«

»Reite in den Wald hinein. Der Hirsch ist ein Geschöpf des Landes. Er kennt sich aus und wird immer einen Weg finden, auch wenn er deinen Augen verborgen bleibt.«

Das hörte sich geheimnisvoll an, aber ich hatte keine andere Wahl.

Es war gut, sich auf den weißen Hirsch zu verlassen, denn er fand tatsächlich den Weg durch die dichte grüne Mauer.

Von der Figur Baphomets war so gut wie nichts mehr zurückgeblieben. Die Reste wurden vom hohen Gras überwuchert, und das machte mich irgendwie froh.

Wir mußten uns beide des öfteren ducken, weil die Zweige manchmal so tief wuchsen wie Würghände. Ich sah Bäume, an deren Äste unzählige Blüten wuchsen, die durch ihren betörenden Duft zahlreiche Insekten anlockten. Einige von ihnen erinnerten mich an Bienen, wie sie auf der Erde existierten. Sie waren nur dunkler und einfarbig.

Monstren entdeckten wir nicht. Einmal nur wurden wir von einem mächtigen Schatten gestreift, der über uns durch das dichte Geäst wischte, wobei noch Blätter und kleinere Zweige nach unten regneten.

Bis plötzlich der Hirsch reagierte!

Ich wollte, daß er sich voranbewegte, aber er blieb plötzlich stehen, als wäre er gegen eine Mauer gerannt. Weder durch gute Worte noch durch den Einsatz meiner Hacken war es mir möglich, ihm zum Weitergehen zu »überreden«.

»Laß es sein, John! Es hat keinen Sinn.« Der rote Ryan sprach hinter mir und bewegte sich unruhig. »Wenn der weiße Hirsch derartig reagiert, hat er eine Gefahr gewittert. Sie muß vor uns lauern, irgendwo im dichten Grün.«

Es stimmte. Vor uns lag eine besonders dichte Fläche. Ein regelrechter Tunnel oder wie der Eingang zu einer finsteren Höhle wirkend. Hier hatte die aibonische Natur eine Kapriole geschlagen. Wer sich durch dieses Gebiet bewegen wollte, benötigte ein Haumesser.

»Sollen wir warten?«

»Es ist das beste. Der Hirsch wird keinen Schritt mehr weitergehen,

John. Sei froh, daß er uns gewarnt hat.«
Stille umschlang uns. Manchmal unterbrochen durch Rascheln oder Summen. Es war heiß geworden und gleichzeitig feucht. Ich schaute in das dunstige Grün, bis mir die Augen schmerzten, und glaubte plötzlich, innerhalb der Schatten eine Bewegung gesehen zu haben, die sich aus dem Hintergrund langsam hervorschob.
War das die Gefahr?
»Siehst du es auch?« flüsterte ich über die Schulter hinweg dem roten Ryan zu.
»Ja. Sei auf der Hut.«
Das war ich schon lange. Zwar steckte der Bumerang wieder im Gürtel, doch meine Hand berührte den Griff. In Sekundenschnelle würde ich die Waffe gezogen und eingesetzt haben.
Es kam.
Es war ein Klumpen, ein Schatten, es war in den genauen Umrissen nicht zu erkennen, und es bewegte sich dicht über den Boden, als hätte man es platt geschlagen.
Ein breites Maul auch hier. Es stand halb offen, die Reihen der schadhaften Zähne waren zu sehen, sie blinkten mir entgegen, während sich hinter dem flachen Maul ein gewaltiger Körper anschloß, der Ähnlichkeit mit dem eines Krokodils nicht leugnen konnte.
Aber es war kein Krokodil, es war eine Höllengeburt des Landes Aibon, die sich heranschob.
»Das ist es«, sagte der rote Ryan hinter mir. »Das ist der Wächter des Hook. Nach ihm das schlimmste Wesen in diesem Gebiet. Es hat die Frau aus deiner Welt geholt.«
»Dafür bekommt es die Quittung.«
»Warte noch.«
Ich wollte es mit einer Kugel versuchen. Um den Bumerang einzusetzen, war die Gestalt eigentlich nicht gebaut. Sie hatte keinen Hals.
Der Kopf saß direkt auf dem Rumpf.
Der weiße Hirsch zeigte Nervosität. Er und das Monstrum waren sicherlich Feinde. Unruhig bewegte er sich, scharrte dabei mit den Hufen und schüttelte auch den Kopf.
Aus dem Maul drang ein leises Schnauben, fast so weich wie ein Windstoß.
»Ruhig!« flüsterte ich, »ruhig…«
»Keine Angst, John, keine Angst.« Es war noch jemand in der Nähe. Perlhaut. Den Feengeist hatte ich bereits vermißt. »Er wird euch nichts tun, glaube ich.«
»Und die Frau?«
»Der Hook hat sie.«

Diese Antwort war eindeutig.

Hinter mir spürte ich die Bewegung des roten Ryan, während das Monster es geschafft hatte, das dunstige Grün der Waldhöhe zu verlassen. Etwas streifte meine Schulter, dann hörte ich plötzlich die leisen Töne der Flöte.

Es war eine wie mir schien zaghafte Melodie, die er auf seinem Instrument intonierte. Überhaupt nicht aggressiv, eher verhalten, wie der Beginn einer Overtüre.

Der rote Ryan spielte bestimmt nicht aus Lust und Laune. Er wollte etwas damit bezwecken und möglicherweise eine Nachricht weitergeben, die ich nicht verstand.

Das Monstrum aber horchte auf. Hatte es seinen massigen Schädel bisher durch das Gras und dicht über den Boden geschoben, so hob es ihn nun an.

Das alles geschah mit schweren Bewegungen, als würde es ihm Mühe bereiten, und der rote Ryan spielte weiter.

In Germany gibt es die Geschichte vom Rattenfänger von Hameln, der es durch sein Flötenspiel geschafft hatte, die Ratten der Stadt aus ihren Verstecken zu locken.

Hier war es ähnlich. Nur erschienen keine Ratten, dieses Spiel galt einzig und allein dem Monstrum, das dem Klang der Flöte folgte und brav wie ein Lamm wurde.

Der rote Ryan blieb nicht länger hinter mir sitzen. Mit einer geschmeidigen Bewegung sprang er zu Boden, blieb neben dem Tier für einen Augenblick stehen, bevor er sich in Bewegung setzte und direkt auf das breite Monstrum zuschritt.

Er ging ruhig, zeigte nicht die Spur von Furcht, was der Mutation wohl imponierte. Sie horchte nur dem Klang des Flötenspiels und bewegte sogar ihren massigen Schädel in einen bestimmten Takt.

Der rote Ryan umging das Tier. Mein Erstaunen dabei steigerte sich, als ich feststellte, wie das Monster dem roten Ryan und dem Klang der Flöte gehorchte.

Nicht nur seinen Schädel bewegte es, jetzt wurde der gesamte massige Körper erfaßt.

Schwerfällig und noch gegen den Boden gedrückt, wälzte er sich um, plättete das Gras, während der Spieler rückwärts schritt, weiterspielte, dabei nickte und von dem Monstrum verstanden wurde, denn er schob sich langsam vor.

Beide behielten ihre Distanz gleich. Die Bewegungen der Mutation glichen denen des Spielers. Sie trafen wunderbar zusammen, ich konnte nur staunen.

Auch über die Fingerfertigkeit des roten Ryan. Er bewegte sie virtuosenhaft, mit perfekter Leichtigkeit, so daß ich als Beobachter den Eindruck bekam, als würden die Kuppen die Löcher in der

schmalen Flöte überhaupt nicht berühren.

Obgleich ich viel gewohnt war, ich sah diese Szene als ein wahres Phänomen an.

Der rote Ryan ging, das Monster folgte ihm, und beide verschwanden in eine Richtung. Bevor das Blätterwerk mir die Sicht auf den roten Ryan nehmen konnte, bewegte er seinen Kopf so, daß ich dies als Zeichen verstand.

Folge mir, hieß es.

Würde mir der Hirsch gehorchen?

Ja, er ging vor, hielt immer dieselbe Entfernung zu dem Monstrum.

Auch wenn ich mich in Aibon nur wenig auskannte, mir war trotzdem klar, daß uns der Weg direkt zum Herrscher dieses Gebietes bringen würde, zum Hook…

***

Sie konnte nicht einmal schreien. Jemand hatte ihr den Mund zugestopft.

Es war alles anders geworden, furchtbar, grauenhaft, und viel zu schrecklich.

Diana Lynn wußte nicht, was sie noch machen sollte. Schreien konnte sie nicht, sich auch nicht wehren, sie spürte nur den Druck dieser verdammten Zähne, die schmerzhaft in ihren Körper hieben, aber noch keine Wunden hinterlassen hatten.

Jemand hatte sie geholt, ein Monstrum, wie man es nicht einmal in Horrorfilmen sieht. Ein Wirklichkeit gewordener Alptraum, und er hatte sie einfach weggeschleift.

Es war der Moment gekommen, wo Diana einfach nur die Augen schloß, um nichts mehr sehen zu müssen. Sich einfach dem Schicksal zu ergeben, das war am besten. Irgendwann würde dieses grauenvolle Geschöpf, in dessen Maul sie quersteckte, zubeißen, dann war sie verloren. Dann war alles vorbei, aus, nicht mehr tragbar.

Aber es ging nicht vorbei. Die Stimmen der anderen hörte sie längst nicht mehr. Niemand war ihr zu Hilfe gekommen, und auch die Umgebung mußte eine andere geworden sein, denn Wärme streifte durch ihr Gesicht. Zudem nahm sie fremde Gerüche wahr.

Sie roch eine Natur, die sich aus schwerem Blütenduft und Fäulnis zusammensetzte. Eine Tatsache, über die sie zwar nachdachte, aber zu keinem Ergebnis kam, bis sie sich selbst überwand und die Augen öffnete.

Diesmal verließ ein leiser Schrei ihren Mund. Mehr auch nicht, die Überraschung klemmte ihr die Kehle zu.

Diana Lynn befand sich in einer völlig anderen Umgebung, in einem fremden, warmen Land, über dessen Boden dünne, graue Schleier träge wie Nebelstreifen zogen.

Etwas stieß von innen her gegen ihren Rücken. Das mußte die Zunge des Monstrums gewesen sein. Gleichzeitig öffnete sich das Maul, die Zunge drückte weiter und schob Diana so weit vor, daß sie auf den weichen Boden fallen konnte, wo sie sich einmal überrollte, um dann, mit dem Gesicht nach unten, liegen zu bleiben.

Sie rührte sich nicht, roch Fäulnis des Bodens, den alten Gestank, den Hauch von Moder unterlegt und wollte sich nicht mehr regen.

Sterben wollte sie.

Ihr Körper schmerzte. Die Zähne des Untiers hatten praktisch überall zugedrückt, ohne jedoch richtig zugebissen zu haben.

Etwas ließ sie trotz allem aufhorchen. Dumpfe Laute, die auf dem Boden entstanden und als Echos gegen ihre Ohren schwangen.

Da ging jemand – oder kam etwa einer?

Diana wußte, daß sie nicht für alle Zeiten so liegenbleiben konnte.

Sie mußte etwas tun und wollte zudem erfahren, ob sich ein anderer Feind näherte.

Die Arme hielt sie noch ausgestreckt, winkelte sie nun an, drückte die Hände gegen den Boden und stemmte sich in die Höhe. Zunächst auf die Knie, wo sie sich ausruhte und gegen den grünen Grasteppich schaute. Dann weiter hoch, blieb aber noch knien und bekam mit, wie das flache, lange, krokodilähnliche Monster verschwand und sich dabei um sie nicht mehr kümmerte.

Das begriff sie nicht.

Diana schüttelte den Kopf. Sie wollte sogar noch rufen, nur kehlige Laute drangen über ihre Lippen, die sich anhörten, als würden sie von einer künstlichen Membrane produziert.

Die Geräusche veränderten sich zu einem Lachen, das sie auch nicht wollte, aber es mußte einfach heraus. Es drang als rauhes Geräusch aus ihrem Mund und steigerte sich zu einem schrillen Kreischen. Sie drückte den Kopf zurück, legte die Hände flach auf die Oberschenkel und wollte sich schütteln.

Bis das Lachen abrupt stoppte. Den Grund konnte sie selbst nicht nennen, wahrscheinlich gab es keinen. Sie hatte ebenso plötzlich aufgehört, wie sie anfing.

Und doch – etwas hatte sich verändert, schwang wie ein böser Hauch an ihr vorbei und ließ ihr inneres Warnsystem anlaufen. Sehen konnte sie nichts, nur eine grüne Fläche, die ein schmales Gebiet umschloß, das man als Lichtung bezeichnen konnte.

Das hier waren andere Pflanzen als die an der Blockhütte. Sie standen dichter; auf ihnen schwebten Blüten und Blumen mit großen Blättern und Kelchen. Die Luft kam ihr so vor wie in einem feuchtheißen Dschungel. Wenn sie Atem holte, wurde ihr Mund mit diesem schweren Dampf gefüllt, wie sie meinte.

Noch kniend drehte sie sich. Der Rand der Lichtung veränderte sich

zu einer verwaschenen grünen Fläche ohne Löcher. Jede Bewegung wurde kontrolliert. Das andere, das Böse war nicht verschwunden – und dann schrie sie auf.

Vor ihr stand der Hook!

Diana glaubte, eine Menge erlebt zu haben, dieser Anblick allerdings setzte allem die Krone auf.

Er war furchtbar, so turmhoch und strahlte dabei ein nie erlebtes Grauen ab.

Sie kniete auf dem weichen Boden und zitterte. So etwas war ihr noch nie vor Augen gekommen. Das… das konnte sie einfach nicht fassen, und sie spürte ihre Haut, die sich im Nacken zusammenzog.

Die Angst bohrte ein Loch in ihre Seele, sie umklammerte das Herz wie mit gewaltigen Pranken, drückte alles zusammen. Jeden Moment glaubte sie, von dem gepackt zu werden, was auf der breiten Spitze eines Pfahls oder Baumstamms hockte.

Ein furchterregendes Monstrum, wogegen das erste einfach lachhaft wirkte.

Ihre Blicke glitten von unten her an der Außenseite des Pfahls in die Höhe.

Er war nicht glatt. In das Material hatte jemand Figuren, Köpfe, Arme und Beine hineingeschnitzt und es dabei geschafft, diesen Dingen ein gewisses Leben einzuhauchen. Die Gesichter wirkten ungewöhnlich echt.

Diana zwang sich, auch das Wesen anzublicken, das auf dem Pfahl hockte. Es war breit, massig, es war dunkelgrün, es bestand fast nur aus Schädel, Masse und immens langen Armen, die wegen ihrer Länge in einem spitzen Winkel vom Körper abstanden. Mit diesen gewaltigen Armen konnte das Untier sogar Vögel vom Himmel holen.

Nicht nur sie, auch Menschen.

Plötzlich schnellte der Arm auf Diana zu. An seinem Ende sah sie die gewaltige Klaue, eine widerliche Hand, griffbereit und so flink, daß sie ihr nicht entwischen konnte.

Etwas schlug gegen ihren Nacken, schleuderte sie wieder aufs Gesicht, und Diana schloß in diesen Augenblicken mit ihrem Leben ab.

Sie weinte in das Gras hinein, wobei sie sich später wunderte, daß sie noch lebte.

Etwas kratzte über ihren Rücken, als wären mehrere Messer gleichzeitig dabei, sie aus der Kleidung zu schälen. Sie hörte das Reißen von Stoff. Spielerisch leicht zerfetzte die Pranke ihre Lederjacke, dann folgte das in London so moderne Outfit. Als Fetzenbahnen hing das Zeug auf ihrem Rücken, und die Kralle, für ihre Größe eigentlich sacht und vorsichtig, machte weiter.

Diana fühlte sich angehoben. Wenig später lag sie schon auf dem

Rücken. Nun konnte sie zuschauen, wie sie ausgezogen wurde.

Dicht über ihr schwebte die gewaltige Pranke, deren Nägel gebogen waren, trotzdem aber spitz hervorstachen und dabei Stück für Stück der Kleidung von ihrem Körper wegzupften.

Sie konnte es nicht fassen, sie tat auch nichts dagegen. In einem entfernten Winkel ihres Gehirns dachte sie an eine Vergewaltigung.

Geschichten wie *King Kong und die weiße Frau* kamen ihr in den Sinn, aber das konnte es auch nicht sein.

Ihre Entkleidung begleitete das Monster mit schmatzenden und grunzenden Geräuschen, als wollte es damit seine Speichelfunktion anregen, wenn es später zubiß.

Selbst der Slip riß, als sich ein Nagel unter den Rand schob. Diana Lynn lag nackt im Gras. Sie bedeckte mit den Händen ihre Scham, stierte hoch und sah die Ausgeburt der Hölle breit und gewaltig über ihr hocken.

Zum erstenmal fielen ihr auch so etwas wie Augen auf. In der breiten Gesichtsmasse wirkten sie eingepackt wie zwei ferne Sterne, die ein rotes Licht abgaben. Sie wuchsen auch über dem ebenfalls breiten Maul, das in der Lage war, einen ausgewachsenen Menschen quer zu verschlingen. Auch daran mußte sie denken. Es war einfach eine Folge dieser schrecklichen Ereignisse. Zudem hatte sie schon einmal zwischen den Zähnen eines Monstrums gesteckt.

Was würde dieses Monstrum unternehmen?

Noch lauerte sie zitternd. Über ihren Rücken rann ein Schauer nach dem anderen, der sich irgendwann in Höhe des letzten Wirbels verdichtete. Sie saugte durch den offenen Mund die Luft ein.

Schweiß perlte auf ihrer Stirn; die Angst ließ sie zittern.

Das Monstrum hatte seine langen Arme wieder zurückgezogen, die Winkel gebildet und beide Hände auf den oberen Rand des Baumstamms oder Pfahls gestützt.

Kopf und Körper waren bei ihm nicht voneinander getrennt. Da ging das eine in das andere über. Sie konnte nicht einmal erkennen, woraus die Haut bestand, aber sie sah, daß sie mit einer hornigen und schuppigen Masse überdeckt war.

Noch immer lag sie auf dem Rücken. Eine Stimme in ihr befahl ihr, aufzustehen und wegzurennen.

Flieh, bevor es zu spät ist. Lauf weg, versteckt dich im tiefen Wald.

Diana konnte nicht. Um sie herum verteilt lagen die Reste der Kleidung. Nichts davon war mehr für sie zu gebrauchen. Fetzen, ansonsten konnte sie alles vergessen.

Verschwinde, hau endlich ab! Der Wald bietet genügend Verstecke. Da kannst du entkommen.

Diesmal fruchtete die Warnung. Zumindest zog Diana die Beine an, behielt dabei das Monster unter Kontrolle und stellte mit

Erleichterung fest, daß es auf ihre Bewegung nicht reagierte.

Jetzt ließ sie es darauf ankommen. Sie saß, schaute hin, holte noch einmal tief Atem und drehte sich dann nach rechts, weil sie so schneller auf die Beine kommen konnte.

Der Hook blieb unbeweglich…

Sie wagte es.

Urplötzlich schnellte sie hoch. So hastig, daß ihr schon schwindlig wurde.

Der Waldrand war nicht weit entfernt. Wenige Schritte nur mußte sie durch das hohe Gras, das ihre nackten Füße umschmeichelte. Sie schaute nicht zurück, hatte sich vorgebeugt und sah einzig und allein den Rand der Lichtung.

Da Diana nicht nach hinten blickte, konnte sie auch die Reaktion des Hook nicht sehen.

Er bewegte sich kaum, ein Zittern lief durch seine Gestalt, dann aber veränderte er die Haltung seines rechten Arms und streckte ihn aus. Das geschah mit einer schon träumerisch langsam wirkenden Bewegung, überhaupt nicht schnell oder hastig. Dieses Wesen wußte genau, was es sich und seiner Umgebung schuldig war.

Und Diana jubelte innerlich. Sie hatte den Rand erreicht, spürte bereits die ersten Zweige auf den nackten Oberschenkeln, als die Klaue des Hook plötzlich hinter ihr erschien.

Nein, sie sah es nicht, sie bemerkte nur den Schatten, warf sich einfach in das Unterholz hinein – und wurde mitten in der Vorwärtsbewegung gestoppt.

Das Monstrum hatte zugegriffen.

Diana fing an zu schreien, sie strampelte mit beiden Beinen, als die hornige Klaue sie in die Höhe zerrte. Sie schlug auch um sich, traf die Fläche, die ihr hart wie Holz vorkam, und merkte, daß sie zurückgezerrt wurde.

Etwa zwei Yards über dem Boden schwebte sie und wurde in der Pranke des Monstrums herumgedreht, damit sie wieder den massigen Körper anstarren konnte.

Er hockte noch immer auf der relativ kleinen Fläche und hielt nur die rechte lange Klaue schräg nach unten gestreckt. Wenn er die Richtung beibehielt, würde Diana gegen den Pfahl oder Baumstamm prallen, sich vielleicht etwas brechen und…

Nein, sie brach sich nichts. Sie kam nicht einmal mit der Außenseite des Pfahls in Berührung, denn dicht davor, und zwar so dicht, daß die eingeritzten Motive schon vor ihren Augen verschwammen, wurde sie gestoppt. Der Horrortrip hatte sein vorläufiges Ende gefunden. Aus ihren Mund drang ein saugendes Geräusch. Es war kein Atem, denn es hörte sich an, als wollte sie die Luft trinken.

Alles verschwamm, zerfloß zu einer braunen Masse. Sie streckte

selbst die Arme aus, so daß ihre gespreizten Hände die Masse vor ihr berührten, während sie die Klaue an der Hüfte umklammert hielt und ihr dabei nicht einmal die Haut ritzte, was Diana wiederum wunderte. Leider schaffte sie nicht, näher darüber nachzudenken, weil sie den Ruck spürte, als sie angehoben wurde.

Dicht am Stamm zerrte das Monster sie in die Höhe. Diana war für den Hook nicht mehr als ein Spielzeug.

Die junge Frau hielt die Augen weit offen. Sie sah die eingravierten Zeichen und Symbole, wobei sie der Eindruck überkam, als würden diese anfangen zu leben.

Sie waren da, sie bewegten sich. Manche Gesichter nahmen ein noch fratzenhaftes Aussehen an. Zungen streckten sich ihr entgegen, gequälte Grimassen zeigten ihr, was ihr drohte, wenn auch sie ganz in die Gewalt des Hook geriet.

Dann war sie da.

Sie schwebte vor dem, was sie als Gesicht gesehen hatte. Vor dieser unheimliche Masse, dem aufgeblähten Balg des widerlichen Monster-Trolls.

War das ihr Ende?

Vor ihr entstand eine gewaltige Lücke, als der Hook sein riesiges Breitmaul öffnete.

Er tat es nicht grundlos. Wer so reagierte, wollte fressen…

Und er schnappte zu.

War es Sekunden zuvor noch verhältnismäßig hell um Diana herum gewesen, so änderte sich dies, denn plötzlich wurde sie von einer nie erlebten Finsternis umschlossen.

Ein Vergleich kam ihr in den Sinn. Es war finster wie in einem Sack, den man dicht verschnürt hatte.

Die Pranke berührte sie nicht mehr. Diana hatte das Gefühl, schweben oder fliegen zu können. Sie pendelte durch die gewaltige Höhle, trieb durch das Maul, landete irgendwo, breitete die Arme aus, die Beine ebenfalls, suchte Halt, faßte ins Leere, berührte dann eine Fläche, die ihr zunächst weich und wenig später schleimig vorkam und sie der Eindruck überkam, als würde sie ihr entgegenschwimmen.

Plötzlich spürte sie Widerstand unter den Füßen. Sehr weich, fast schwammig. Sie tastete abermals um sich, griff aber immer ins Leere. In diesem gewaltigen Maul gab es nichts, an dem sie Halt finden konnte. Was ihr selbst komisch vorkam, trat ein.

Allmählich beruhigte sie sich. Zwar klopfte ihr Herz noch rasend schnell, aber die drückende, unheimliche und verzehrende Furcht war nicht mehr vorhanden. Doch sie stand noch immer in dem pechschwarzen Gefängnis, in einem stinkenden, nach Fäulnis, Verdauung und Moder riechenden Käfig ohne Stangen und wartete darauf, daß irgend etwas geschah, auch wenn es ihr Ende bedeutete.

Was sie erlebt hatte, konnte ein Mensch kaum verkraften.
Es umgab sie nicht die Stille, die sie eigentlich erwartet hätte. Irgendwo tat sich immer etwas. Da hörte sie ein Schmatzen und Keuchen, zwar leise, auch noch ziemlich entfernt, aber es war nicht zu überhören. Irgendwo in der tiefen Finsternis war etwas in Gang geraten, da arbeitete es in diesem unheimlichen Maul, das ihr wie ein gewaltiger Apparat vorkam, wo alle Details miteinander verbunden waren und das eine ins andere übergriff.
Dennoch fürchtete sie sich, auch ohne daß ihr ein Leid zugefügt worden wäre.
Sie steckte in der Finsternis, war eine Gefangene im Maul des Hook, da mußte einfach etwas geschehen.
Wenn von der anderen Seite her nichts passierte, dann wollte sie sich wenigstens Mut machen.
Diana Lynn schrie!
Als Kind war sie von ihren Eltern oft in den dunklen Stall geschickt worden. Besonders am Abend hatte sie sich davor gefürchtet, doch sie hatte es immer geschafft, sich Mut zu machen und die Angst zurückzudrängen.
Durch Schreie – nicht sehr laut, eher leise und gemäßigt, aber sie erleichterten.
So auch jetzt.
Sie sprach zudem sinnlose Worte, einfach alles, was ihr einfiel. Die halben Sätze tropften direkt in die dumpfe Wärme des Mauls, und sie redete nahezu verbissen weiter, dabei immer Luft holend, bis etwas geschah.
In ihrem Kopf dröhnte es, als hätte sie von innen her einen Schlag erhalten.
Dabei war es nur eine Stimme, die mit ihr Kontakt aufnehmen wollte. Die Stimme, die sie nie zuvor gehört hatte, die wie ein böser Windhauch war, nicht hoch, niedrig, schrill oder leise klang, sondern sehr monoton und leiernd.
Ihr Schreien verstummte. Im nächsten Augenblick verstand sie die Stimme besser und wunderte sich, daß sie mit ihrer menschlichen Sprache angeredet wurde.
»Hör auf zu schreien! Es hat keinen Sinn. Du befindest dich in meiner Gewalt.«
»Wer… wer bist du?« keuchte sie.
»Der Hook.«
Diana überlegte. Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte und sagte dann: »Ich kenne dich nicht.«
»Mir gehört dieses Land. Ich bin der Monster-Troll. Ich bin der Herrscher, der Angstmacher, der Verschlinger, der Mörder, der Hungrige, was immer du willst. Mir gehorchen die mutierten Wesen,

all die Monster, ob sie in der Luft leben oder auf dem Boden. Ich habe die Kontrolle über sie bekommen.«

Diana brauchte Zeit, um die Erklärung zu verdauen und sich eine neue Frage ausdenken zu können. »Wie ist es? Brauchst du mich? Bin ich schon vernichtet?«

»Nein, du lebst. Ich habe dich nicht geschluckt. Hätte ich dich geschluckt, wäre dein Gesicht jetzt draußen am Pfahl zu sehen gewesen – wie die der anderen Opfer.«

Diana spürte das Zittern. Jemand schien an ihren Beinen zu zerren, was sie sich nur einbildete. Trotzdem kam sie nicht umhin zu fragen. »Du bist tatsächlich…?«

»Ja, ein Menschenfresser. Ich nehme alles an mich, was organisch ist. Der Monster-Troll kann nicht anders, aber ich habe auch gewarnt, mein Land zu betreten.«

»Und weshalb lebe ich noch?«

»Ich werde dich wahrscheinlich brauchen, oder sogar ganz bestimmt brauchen, denn gewisse Dinge haben sich leider verändert. Es ist etwas eingetreten, das mir überhaupt nicht gefällt. In Aibon geriet vieles außer Kontrolle. Gefährliche Feinde haben das Land überfallen und wollen mich vernichten. Andere Männer wollen meine Feinde vernichten und sind auf dem Weg zu mir. Deshalb brauche ich dich als Pfand oder Trumpf. Du wirst in meiner Nähe bleiben. Ich werde mich dir wieder öffnen, so daß du hinaus in das Land schauen kannst, aber du bist weiterhin meine Gefangene, und dein Platz ist in meinem Maul. Alles andere wirst du auf dich zukommen lassen. Solltest du noch einmal versuchen, dich zu befreien, wird dein Gesicht den Pfahl zieren.«

Sie nickte, obwohl sie sicher war, daß der Hook es nicht sehen konnte. In diesen Augenblicken war Diana alles egal. Es spielte keine Rolle, ob sie die Dinge nur träumte oder auch in der Realität davon betroffen war, das alles war von geringer Bedeutung. Für sie zählte einzig und allein der Aufschub.

Der Monster-Troll hatte sie nicht angelogen. Sie sah, daß sich ihre Umgebung allmählich erhellte, drehte sich um und konnte jetzt direkt auf das sich öffnende Maul schauen.

Jetzt erst konnte sie ihr Gefängnis besser erkennen. Dabei entdeckte sie die dicken Wände, über die grünlicher Schleim floß, der aus einer nie versiegenden Quelle stammte.

Alles befand sich in Bewegung. Es brodelte, es köchelte vor sich hin. Blasen entstanden, zerplatzten, hinterließen einen widerlich-fauligen Gestank, der sich zusammen mit dünnen Nebelschleiern ausbreitete und ihr das Würgen in die Kehle trieb.

Sie zitterte am gesamten Leib, aber sie ging auf der weichen, grünlich und leicht rot schimmernden Fläche voran, um dort stehenzubleiben,

wo sich das Maul geöffnet hatte.
Über ihr schimmerten in einem Halbkreis die Spitzen der Zähne.
Sie sahen aus wie breite, gelbe Dolche. Der Druck unter den Füßen verstärkte sich, Diana wurde angehoben und schwankte, wobei sie einen leisen Ruf ausstieß, bis sie einen Moment später wieder normal stand und erkannte, daß sich unter ihr die Zunge bewegt hatte.
Dann ging sie noch weiter. Nackt, wie sie war, dennoch schweißbedeckt. Diana blieb erst dort stehen, wo vor ihr die unteren Killerzähne in die Höhe wuchsen und ebenfalls ein spitzes Muster bildeten.
Ihr Blick glitt nach draußen.
Weit lag das Land vor ihr. Bedeckt von diesem dichten Dschungel, dessen Unterholz von gewaltigen Bäumen mit schirmartigen Kronen überwuchert war, die sich wie ein schützendes Dach über dem gesamten Gelände ausgebreitet hatten.
Sie hielten Sonne und Regen ab, Hitze und Kälte. Der Hook hatte davon gesprochen, daß jemand auf dem Weg zu ihm war. Noch sah sie keinen Menschen, das aber änderte sich schnell.
Spinnenbeine krabbelten über ihre Haut. Ein Zeichen ihrer Erregung, der Spannung, denn am Rand der Lichtung erschienen zwei Gestalten. Eine davon ging zu Fuß und war fast so gekleidet wie das Blätterwerk der Bäume.
Der zweite Mann saß auf einem weißen Hirsch!
Und vor ihnen sah die junge Frau das Monstrum, das sie in diese Welt geführt hatte.
Jetzt verstand sie gar nichts mehr…

***

Zeitreisen konnten Suko nicht mehr überraschen. Ebensowenig wie Ausflüge von einer in eine andere Welt, wie eben die des geheimnisvollen Druidenlandes Aibon.
Zeitlich kaum zu erfassen, möglicherweise innerhalb einer Sekunde oder noch schneller, die Magie der Steine ermöglichte es. Suko und die beiden Hüter des Landes fanden sich dort wieder, wo sie ein anderes Klima erwartete, das sie wie ein feuchtes Tuch umschlang. Der Inspektor mußte sich erst an die Luft gewöhnen.
Seine Helfer ließen ihn stehen. Sie waren eingetaucht in die Wälder der unmittelbaren Umgebung des »Landeplatzes«, wo sie sich umschauen wollten.
Bei ihrer Rückkehr blickte Suko sie erwartungsvoll an. »Nichts?« fragte er.
»So ist es.«
»Und wo befinden wir uns, wenn ich fragen darf?«
»Eigentlich mitten in unserem Zielgebiet.«

»Das heißt, in der Welt des Hook.«

»So ist es.«

Suko verzog die Lippen. Er nahm den frischen Geruch des Grases wahr, so intensiv, wie er es nur selten auf seiner Erde erlebt hatte.

Hier war eben alles anders. Ob besser, das wollte Suko dahingestellt sein lassen. »Kennt ihr den genauen Weg zu diesem Monster-Troll?«

»Den ungefähren. Wir sind zwar Aibons Hüter, doch es gibt Gebiete, in die wir ungern hineingehen, weil wir das Gefühl haben, zu stören. Du verstehst?«

»So einigermaßen jedenfalls. Rücksicht können wir jetzt nicht nehmen. Wenn ihr wollt, mache ich mich allein auf den Weg. Ihr braucht mir nur die Richtung anzugeben.«

Gemeinsam schüttelten sie die Köpfe. »Keine Sorge, wir bleiben an deiner Seite.«

»Gut.« Suko schabte über sein Kinn. »Ist nicht auch von Monstern gesprochen worden, die hier leben sollen?«

»Der Wald ist voll von ihnen.«

»Dann müssen wir mit Überfällen rechnen.«

»Nicht unbedingt, denn die Wesen kennen uns. Sie wissen, welche Aufgaben wir vertreten, sie greifen uns nicht an. Ebensogut wie dich nicht, wenn du bei uns bleibst.«

»Das werde ich.«

Es waren vorerst die letzten Worte, die sie miteinander gewechselt hatten. Das dicht bewachsene Gebiet schluckte sie, und sie mußten zudem einen kleinen Berg überqueren, zu dem nur ein sehr schmaler Pfad hochführte, der sich durch das Unterholz schlängelte, oft von blühenden, dornigen, Suko aber fremden Büschen flankiert war, die ihn festhalten wollten und manchmal wie Nagelspitzen über seine Kleidung kratzten.

Vor einem Tümpel blieben sie stehen. Das Wasser besaß eine dunkelgrüne, beinahe schon schwarze Farbe. Er war zu breit, um ihn überspringen zu können. Außerdem schwammen im Brackwasser Fische oder fischähnliche Tiere, die Suko nicht gefielen. Einer der Tiere streckte sein schmales Maul aus dem Wasser und zeigte nadelspitze Zähne. Sie waren vergleichbar mit denen der Piranhas, die sich in den Flüssen Südamerikas tummelten.

Den Tümpel zu umgehen, kostete viel Zeit, deshalb suchte Suko nach einer anderen Lösung und fand auch eine, die selbst Tarzan gerecht geworden wäre.

Vom dichten Geäst der Bäume hingen die Lianen wie lange Bänder nach unten. Manche waren so lang, daß Suko sie bequem durch einen Sprung erreichen konnte, es auch tat, daran zerrte und zufrieden nickte, denn die Liane besaß genügend Halt. Sie hatte sich weit über seinem Kopf mehrfach um einen mit Moos bewachsenen starken Ast

geschlungen. »So können wir es schaffen«, erklärte er.

Die Männer in Grau hatten ihn beobachtet. Einer runzelte die Stirn. »Du willst dich über den See schwingen?«

»Sicher.«

»Das wird nicht zu knapp?«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich hoffe es.« Er maß mit den Augen die Entfernung noch einmal ab, packte die Liane fester und ging, ihr Ende in der Hand haltend, so weit zurück, bis sie sich gestrafft hatte.

»Die Beine werde ich wohl anziehen müssen!« rief er grinsend zu seinen Begleitern hinüber.

»Dann viel Glück.«

Wohl war dem Inspektor nicht. Er gehörte zu den Menschen, die bereit waren, den kürzesten Weg zu nehmen, auch wenn dieser manches Risiko barg.

Die Liane hielt er mit beiden Händen. Er hatte sie zudem um seine Gelenke geschlungen; einen besseren Halt konnte er sich nicht vorstellen.

Dann spurtete er.

Suko ärgerte sich darüber, daß der Waldboden ziemlich weich war. So bekam er nicht die Unterstützung, die er benötigte, um hart starten zu können.

Andere Hindernisse existierten auf seinem Weg zum Ziel nicht. Er lief, wurde mit jedem Schritt schneller und achtete dabei noch auf die unmittelbare Umgebung.

Die beiden Männer in Grau standen rechts von ihm. Er mußte an ihnen vorbei und stellte fest, daß sich ihre Gesichter plötzlich verzerrten. Stoppen und sie nach dem Grund ihrer Veränderung fragen, konnte er nicht mehr, der Schwung war bereits zu groß, aber er hörte auch ein unheimlich klingendes, dumpfes Trommeln, das den weichen Waldboden leicht erzittern ließ.

Der Tümpel kam rasch näher. Höchstens noch vier, fünf Schritte hatte er, dann mußte er sich abstoßen. Suko betete, daß er den exakten Punkt erwischte und stieß sich kraftvoll ab.

Suko schwebte hoch. Er kam sich vor wie ein Artist im Zirkus, nur arbeitete der mit Netz und doppeltem Boden, während unter Suko das Wasser des Tümpels schimmerte, in dem mordgierige Fische darauf lauerten, ihm das Fleisch von den Knochen zu nagen.

Fast perfekt war er weggekommen, schwang die Beine noch einmal vor und gab sich in der Luft und an der Liana hängend den nötigen Schwung. Das andere Ufer näherte sich schnell. Dort wuchsen ebenfalls hohe Bäume mit mächtigen Stämmen, wobei Suko dringend hoffte, daß er den Raum zwischen zwei Baumstämmen erwischte und nicht gegen die harte Rinde prallte.

Mehr als zwei Drittel lagen bereits hinter ihm, als das Donnern fast

zur Orkanstärke anschwoll. Er hörte zudem Schreie, konnte sich nicht umdrehen und mußte erst warten, bis er das andere Ufer erreicht hatte.

Der Schwung war doch nicht groß genug gewesen oder die Liana nicht lang genug. Jedenfalls kippte er dicht vor Erreichen des Ufers einfach weg, als hätte jemand die Liane durchtrennt.

Landete er im Tümpel oder im Uferschlamm?

Schlamm spritzte hoch, vermischt mit Wasser, aber ohne die mordgierigen Fische.

Er wühlte sich frei, lief die restlichen Schritte, drehte sich erst dann um und sah, welch ein ungeheueres Glück er gehabt hatte.

Während er über den Tümpel geschwungen war, hatten die Horror-Reiter das andere Ufer erreicht, wo die beiden Männer in Grau standen und sich ihnen entgegenstellten.

Ein Kampf war unvermeidlich. Suko fragte sich nur, was die beiden Einsamen gegen diese geballte Macht an dämonischer Energie unternehmen konnten.

Die Liane war wieder zurückgeschwungen. Er selbst konnte den beiden nicht beistehen. Zudem waren die Horror-Reiter gegen geweihte Silberkugeln gefeit.

AEBA war gekommen und hatte aus dem Weg geräumt, was es zu räumen gab. Für ihre mörderischen Waffen gab es keine Hindernisse, die mächtigen Klingen, gefüllt mit dämonischer Kraft, schafften Büsche, Unterholz und kleinere Bäume mühelos zur Seite.

Sie machten es auf die rauhe, gnadenlose Tour, denn sie hatten die beiden Männer in Grau umzingelt. Wo immer diese auch hätten ausweichen wollen, es gab für sie keine Chance.

Gefangene in einem Viereck, das sich, als die Horror-Reiter anritten, noch mehr verengte.

Sie verließen sich nicht auf ihre Schwerter, wollten es mit den *Lanzen* machen.

Zwei Pferdemäuler spien Feuersäulen aus, die an den Männer in Grau vorbeitrieben und sie nicht entflammten.

Auch sie hatten sich gestellt. Rücken an Rücken standen sie, beide leicht geduckt und beide mit den geheimnisvollen Steinen bewaffnet, deren Kräfte auch gegen AEBA wirken sollten.

Suko hielt den Atem an. Er selbst spürte seinen rasenden Herzschlag, er hätte sich gewünscht, fliegen zu können, doch er wäre zu spät gekommen.

Von vier verschiedenen Seiten gleichzeitig rammten die Lanzen auf die Männer in Grau zu.

Und es gab keine Spitze, die vorbeigestoßen hätte. Sie alle drangen in die Körper, sehr hart, kraftvoll und schräg, so daß die Männer in Grau aufgespießt wurden.

Die Steine in ihren Händen strahlten auf. Ihr grünes Licht breitete sich gedankenschnell aus, umfloß sie und kroch ebenfalls in ihre Körper hinein, aber nicht, um sie zu retten, sondern um sie zu zerstören, denn die Kraft stellte sich gegen sie.

Suko sah die Männer in Grau wie Personen, die aus dickem grünen Glas bestanden, dessen Härte innerhalb von Sekunden zusammenbrach, einen milchigen Schein annahm und mit knirschenden Geräuschen zerbröselte, als wären Mühlsteine dabei, Glas zu zermalmen.

Mehr blieb nicht zurück…

Suko hatte die Hände geballt. Der Kloß in seiner Kehle saß so fest wie ein Stein. Wieder einmal hatte er die Macht der Horror-Reiter erlebt, und er befürchtete, daß sie noch stärker geworden war als zu früheren Zeiten.

Die Männer aus Aibon waren vernichtet, Suko besaß keine Führer mehr, aber AEBA würde wissen, daß er sich den beiden angeschlossen hatte, und sie würden ihn suchen.

Der Inspektor ging, wenn es sein mußte, keinem Kampf aus dem Weg. Hier aber war er vorsichtig geworden. Wie sollte er es als einzelner schaffen, gegen die geballte Macht dieser dämonischen Magie ankommen?

Die Horror-Reiter hatten gemeinsam zugestoßen, und zugleich zogen sie ihre Killerlanzen wieder zurück. Danach drehten sie die schwarzen Pferde in verschiedene Richtungen um die Hand.

Das alles wirkte einstudiert, wie die Szene auf einer Bühne.

Die Pferde hatte Unruhe ergriffen. Vor ihren Mäulern entstanden zwar keine Feuerzungen mehr, der dichte, weißgraue Qualm reichte aus, um erkennen zu können, wie sehr es in ihnen brodelte.

Die Reiter zogen die Zügel straff. Sie bauten sich wie ein unüberwindlich erscheinendes Hindernis am Ufer auf. Sehr dicht standen sie nebeneinander, sie berührten sich dabei gegenseitig. Die Buchstaben auf ihren Panzern leuchteten düster.

Düster war auch die Atmosphäre des Waldes geworden. Gleichzeitig auch bedrückend. Die Reiter waren eingefallen und hatten den Tod verbreitet. Niemand sollte sie auf ihrem Weg zum endgültigen Ziel aufhalten können. Wer es dennoch versuchte, starb.

Daran mußte auch Suko denken, der in sicherer Deckung stand und noch immer nicht wußte, ob er nun von den Reitern entdeckt worden war oder nicht. Die breiten Stämme, das hohe Unterholz und auch tiefhängendes Astwerk verbarg ihn vor den suchenden Blicken der gewalttätigen Dämonendiener.

Daß sie den Fluß nicht umreiten würden, stand für Suko fest. Die interessierte es nicht, wer im Wasser schwamm. Sie waren selbst stark und mächtig genug.

Wenn sie das Wasser durchritten, war Suko gespannt, ob die Fische angreifen würden.
Er hatte zwischen den Stämmen einen guten Platz gefunden. Die Lücke war hervorragend ausgefüllt. Rankengewächse und Farne vermischten sich, ließen noch genügend Lücken, um hindurchschauen zu können.
Das Licht fiel durch die hohen Kronen der Bäume wie ein grünlichgelber Teppich. Glockenartig breitete es sich aus, machte die Konturen weich und schuf ein diffuses Licht, wie es Maler und Fotografen gern einfangen. Die Morgenstimmung in einem Wald, den Frühling, aber auch den Herbst, wo Nebel das Licht veränderten und Wolken die Sonne daran hinderten, voll zu scheinen.
Suko hörte sie. Wenn die Hufe der Pferde das Wasser berührten, erklang ein hartes Klatschen. Da schäumte das Wasser auf, da flogen Spritzer in die Höhe, wirbelten davon und sahen aus, wenn sie in den Schein der Sonne gerieten, wie kleine Diamanten, die jemand achtlos in die Höhe geworfen hatte.
Sie ließen sich Zeit, den Tümpel zu durchqueren. Suko rechnete damit, daß sie genau Bescheid wußten. Bestimmt ahnten sie das zweite Opfer, und sie ritten bewußt so langsam, um seine Furcht noch mehr in die Länge zu ziehen.
Der Inspektor rührte sich nicht. Vor, hinter und innerhalb des hochspritzenden Wassers wirkten die Reiter wie eine wandernde Schauerkulisse.
Auch die Fische hatten längst bemerkt, wer sich in ihr Reich verirrte. Sie hielten sich nicht ruhig. Gekrümmte, silbrige Leiber jagten aus dem Wasser; gierige und weit aufgerissene Mäuler versuchten, nach Beute zu schnappen. Sie fanden die Beute nicht.
Die Killerfische verschwanden im nassen Element, ohne ein Stück Fleisch abgenagt zu haben. Auch sie fürchteten das wandelnde Grauen.
Dann ritten sie in die Mitte, wo der Tümpel seine größte Tiefe besaß. Sie hielten kurz an, als wollten sie sich orientieren. Die Arme und auch die Lanzen bewegten sich. Die Spitzen wiesen nach vorn.
Suko glaubte, daß sie direkt auf ihn zielen würden.
Er duckte sich tiefer. Trieben die Horror-Reiter nur ein Spiel mit ihm? Wußte AEBA genau Bescheid, daß einer ihrer Todfeinde vor ihnen hockte? Es kam ihm so vor. Durch ihr sehr langsames Reiten erhöhten sie die Spannung noch mehr.
Suko wartete eine Weile. Als er das Platschen der Hufe im Wasser wieder hörte, richtete er sich weiter auf.
Und weiter ritten sie durch den milchigen Dunst, der sie wie ein Gewebe umfing. Als Bänder breiteten sich die Sonnenstrahlen über dem Tümpel aus, Insektenschwärme tanzten in ihrem Licht, auf der

Oberfläche hatte das Wasser einen weißgrünen Schaum bekommen.

Gemeinsam erreichten sie das andere Ufer, wo die Hufe der Tiere die dicke, ölige Schlammschicht aufwühlten und tiefe Abdrücke hinterließen.

Suko beobachtete sie nicht mehr. Er hatte sich so tief geduckt wie eben möglich. Der Wald mit seinen hohen Bäumen machte einen toten Eindruck. Es war still geworden, die Natur hielt den Atem an.

Lange Baumstämme schimmerten grün und braun, sie waren mit Pflanzen bedeckt. Die Feuchtigkeit raubte Suko an dieser Stelle den Atem. Vor seinem Gesicht tanzten große Mücken.

Er lauschte auf den Huf schlag. Laut war er nicht, die Reiter hielten ihre Tiere zurück, sie hatten es nicht mehr eilig. Vielleicht suchten sie auch nach Suko.

Als Waffen standen ihm die Beretta und die Dämonenpeitsche zur Verfügung. Die Pistole richtete gegen die Reiter nichts aus, anders war es mit der Peitsche.

Nur würden sie ihm kaum die Chance lassen, ein zweitesmal zuzuschlagen. Sie waren schnell, brutal und tödlich.

Der Hufschlag blieb und nahm für seinen Geschmack an Lautstärke zu. Es bedeutete, daß die Reiter sich nicht mehr allzu weit von seiner Deckung entfernt befanden.

Suko gefiel es überhaupt nicht. Er spürte den Druck im Magen und merkte, daß die Spannung immer stärker wurde. Etwas streifte sein Gesicht. Ein Schauern rann über die Haut. Er wäre am liebsten in die Höhe gesprungen, hielt sich aber zurück und wartete mit klopfendem Herzen ab, ob einer der Reiter über ihn stolperte. Es wäre nicht unnatürlich gewesen, und Suko, der den Kopf drehte, um in die Höhe schielen zu können, sah auch, daß sich das Farnkraut zusammen mit den Ranken heftiger bewegte. Nicht einmal zwei Armlängen entfernt geschah dies. Ein Schatten erschien ebenfalls. Er war breit und fiel von oben her herab. Das Klopfen der Hufe, das Schleifen der Lanze über den Boden, Suko bekam alles mit. Der Reiter hielt die Lanze locker, ihre Spitze zeichnete eine Kerbe. Sie zerstörte zudem einige Pflanzen, riß sie entzwei, dann sah Suko den Ruck, der durch das Pferd ging, und hörte, wie die Hufe lauter über den Boden polterten.

Hitze erwischte ihn. Heißer Dampf quoll von der Seite auf ihn zu und hüllte ihn ein.

Er hielt den Atem an.

Der Reiter bewegte sich von ihm fort. Der Kelch war noch einmal an Suko vorübergegangen.

Zu den ängstlichen Menschen zählte er nicht. Als er sich nach einer Weile aufrichtete, war er doch froh, es überstanden zu haben.

Für diesmal jedenfalls.

Mit dem Handrücken wischte er über seine Stirn. Zurück blieben

Schweiß, Schmutz, Algen. Sie lagen wie ein schmieriger Film auf seiner Haut. Zu lange durfte er auch nicht warten. Vorsichtig und einige große Blätter zur Seite biegend, richtete er sich wieder auf.

Die Männer in Grau hatten ihn durch Aibon geführt. Sie kannten sich auch in diesem Teil des Landes aus, im Gegensatz zu Suko, der nun auf sich allein gestellt war.

Eine Chance blieb.

Wenn er zum Ziel gelangen wollte, mußte er den vier Horror-Reitern folgen.

Es war nicht leicht. Erstens durfte er nicht von ihnen gesehen werden, zweitens kam es darauf an, daß er auch in diesem dichten Wald ihr Tempo beibehalten konnte.

Dabei besaß er einen Vorteil. Die Reiter würden ihm die Hindernisse aus dem Weg räumen, denn er besaß dafür nicht die richtigen Waffen.

Die Hufe der Pferde klopften auf den weichen Boden. Suko blieb ihnen auf den Fersen. Manchmal mußte er achtgeben, um nicht auszurutschen. Viele Stellen waren glatt. Auch hatte es Stürme gegeben, deren Folgen er sah. Umgestürzte Bäume, ein Wirrwarr aus Zweigen und Ästen bildend. Einige lagen quer, und Suko mußte sie übersteigen.

Es war seltsam. An irgendwelche Monstren dachte er nicht mehr.

Bestimmt lebten sie versteckt im Dickicht, aber sie spürten auch sicherlich das Grauen und die Angst, die von den Horror-Reitern ausging. Was sich ihnen als Lebewesen in den Weg stellte, wurde von ihnen vernichtet.

Der Schweiß rann dem Inspektor in Strömen über das Gesicht.

Dschungelluft, feucht und warm, war für ihn nicht geschaffen. An einigen Stellen lag der Schlamm knöcheltief, durch den Suko watete.

Wieviel Zeit verging, wußte er nicht. Er hoffte nur, irgendwann das berühmte Ziel zu erreichen, den Mittelpunkt dieses Gebietes, wo auch der grüne Monster-Troll, der Hook, seine Heimat besaß.

Wie oft Suko schon von Mücken gestochen war, das hatte er nicht gezählt, aber er hörte einen krächzenden Schrei, blieb stehen und sah dort, wo auch ungefähr die Horror-Reiter sein mußten, etwas aus der Höhe zu Boden flattern.

Es sah aus wie ein großer Vogel, der aus dem Nest gerutscht war.

Der Körper versuchte noch zu entkommen, aber eine der Lanzen wurde schneller geführt.

Das Tier fiel genau hinein.

Danach eine kurze, schlenkernde Bewegung, und die Sache war gelaufen. Irgendwo klatschte der tote Körper zu Boden, und AEBA setzte seinen Weg fort.

Auch Suko blieb dem Grauen auf den Fersen. Er war davon überzeugt, daß sie nicht ewig reiten würden, das Ziel mußte seiner

Meinung nach in der Nähe liegen.

Etwas Hoffnung keimte hoch, als er nach vorn sah und erkannte, daß die grüne Dunkelheit einem helleren Licht weichen mußte. Es floß aus der Höhe in den Wald, wurde nicht mehr von dichtem Blattwerk gebremst. Der Wald war lichter geworden.

Hockte da der Hook?

Es mußte so sein, denn auch die Horror-Reiter ritten nicht mehr im gleichen Tempo weiter. Sie bewegten sich jetzt vorsichtiger, so, als wollten sie nicht gehört werden.

Suko wartete eine Weile, bevor er etwas unternahm. Um sich ein genaues Bild machen zu können, mußte er dicht an das Geschehen heran. Auf dem direkten Weg war es ihm zu gefährlich, deshalb wollte er einen Bogen schlagen und die AEBA umgehen.

Suko entschied sich für die linke Seite. Die sah ihm ein wenig offener aus.

Auch der Wald hatte Augen und Ohren. Suko hütete sich davor, laute Geräusche zu produzieren. Bevor Suko einen Schritt setzte, schaute er sich das Gelände genau an. Zugute kam ihm der weiche Boden. Er war frei von trockenem Geäst, das unter Druck zerknackt wäre.

Er war keinem Irrtum erlegen. Der Wald lichtete sich tatsächlich.

Die Räume zwischen den Bäumen waren breiter geworden, das Dickicht durchlässiger.

Sonnenstrahlen erwischten ihn, tupften heiß gegen seinen Nacken.

Irgendwo zwischen den Büschen stiegen dünne Dunstwolken auf.

Dort befand sich eine feuchte Stelle.

Suko wußte nicht genau, ob er die Reihe der Horror-Reiter bereits passiert hatte. Er verließ sich auf sein Gefühl und änderte die Richtung wieder.

Nun ging er in die Knie und bewegte sich in einem entenähnlichen Gang weiter. Seine Füße schleiften durch das Gras, manchmal verhakten sie sich in Luftwurzeln. Er zerrte sich frei, tauchte noch tiefer, stützte sich manchmal mit den Händen ab und zog auch den Kopf ein, wenn allzutief hängende Zweige über seinen Nacken schaben wollten.

Es klappte vorzüglich. Nur mehr einige Schritte, und er hatte den Rand des Waldes erreicht oder eine Lichtung, die sich vor ihm wie eine breite Insel auftat, als hätte sie jemand dort hineingeschnitten.

Suko blieb hocken.

Noch konnte er nichts Genaues erkennen. Wenn ihn nicht alles täuschte, hörte er Geräusche. Vielleicht Stimmen?

Er schaute nach rechts.

Nicht weit entfernt und trotzdem soeben noch zu erkennen, hockte einer der Reiter.

Er saß wie ein Denkmal auf seinem Pferd und rührte sich nicht.

Auch das Tier zuckte mit keinem Muskel. Dämon und Reittier waren erstarrt. Sie warteten ab, sie lauerten, und Suko spürte, wie sich sein Magen zusammenzog.

Er kannte sich aus. Diese Szene erinnerte ihn an die entscheidenden Sekunden vor einem Kampf.

Seine rechte Hand legte sich auf den Griff der Peitsche. Sacht holte er die Waffe hervor, schlug einen Kreis und ließ die drei Riemen aus dem Rohr hervorrutschen.

Nur damit konnte er den Reiter etwas anhaben, und natürlich mit seinem Stab, der die Zeit anhielt, wobei fünf Sekunden oftmals viel zu wenig waren.

Blieben sie noch? Ritten sie weiter?

Nein, sie blieben stehen. Dafür hörte Suko eine Stimme. Sie war auf der Lichtung erklungen.

Im ersten Moment konnte er sich keinen Reim darauf machen. Die Stimme war ihm bekannt, im Augenblick fiel ihm nicht ein, wo er sie schon gehört hatte.

Bis der andere sagte: »Wir sind nicht deine Feinde, Hook!«

Nun wußte er Bescheid. Es war der rote Ryan, der da gesprochen hatte, und ein anderer unterstützte ihn mit seiner Antwort.

John Sinclair!

***

Es war für mich schon ungewöhnlich gewesen, auf dem Weg zum Ziel von einem menschenfressenden Monster begleitet zu werden, aber der rote Eyan hatte es geschafft, das Untier zu zähmen, so daß es uns tatsächlich durch den dichten Wald und zum Zentrum dieses Gebietes führte, wo der Hook hocken sollte.

Ich hatte versucht, dem roten Ryan einige Informationen zu entlocken. Leider erwies er sich als schweigsamer Weggenosse. Nur einmal hatte er mir Antwort gegeben.

»Nimm den Monster-Troll so, wie er ist. Versuch erst gar nicht, ihn auf deine Seite ziehen zu wollen oder ihn zu verändern. Das kann er nicht leiden.«

»Wie will er uns dann zur Seite stehen?«

»Das muß die Situation ergeben.«

Klar, die Situation. Noch war sie nicht eingetreten. Wir hatten zwar eine gute Strecke zurückgelegt, aber der Wald war für mich wie ein gewaltiges, gummiartiges Gebilde, das permanent aufgeblasen wurde und sich immer stärker ausbreitete.

Im Gegensatz zu mir machte dem roten Ryan das Klima nichts aus. Er schwitzte kaum, hin und wieder spielte er mit seiner Flöte, ohne sie allerdings an die Lippen zu setzen. Sein Spiel wäre zu verräterisch gewesen.

Es stand auch nicht fest, ob er gegen die AEBA kämpfen würde, wenn uns die Horror-Reiter über den Weg liefen. Ich schätzte ihn zwar nicht als feige ein, er war jedoch vorsichtig und checkte die Chancen zunächst einmal ab. So hatte ich ihn kennengelernt.

Wir bewegten uns weiter durch die feuchte Luft. Ich hatte es aufgegeben, nach Insekten zu schlagen, es waren einfach zu viele, die einen Blutspender in mir sahen.

Nein, hier war Aibon kein Paradies. Da kippte es bereits und befand sich auf dem besten Weg, eine Hölle zu werden.

Eine Hölle, die trotzdem ein Ende besaß, wie ich hoffte, denn der Wald blieb nicht so dicht. Irgendwann fielen die Sonnenstrahlen freier, weil nicht mehr so viel Blattwerk sie filterte, und auch unser Monster bewegte sich schneller. Wie ein Tier, das die Nähe der Tränke gewittert hatte.

So etwas kam uns natürlich entgegen. Jetzt blieb der rote Ryan zurück, ich hatte es da auf dem Rücken meines Hirschen besser, auch wenn mir der Allerwerteste weh tat, denn langes Reiten war ich nicht gewohnt.

Der rote Ryan blieb bei dem Monster, drehte einmal den Kopf, winkte mir kurz und heftig zu, bevor er schneller lief.

Der Hirsch hielt das Tempo mühelos bei. Die Bäume wuchsen längst nicht mehr so dicht, sie traten zurück, wurden schlanker, die Gegend erhellte sich, als hätte jemand das Licht eingeschaltet, um es über das Land fließen zu lassen.

Plötzlich waren wir da. Nach der langen, anstrengenden Wegstrecke kam es für mich einfach zu schnell. Okay, ich war darauf fixiert gewesen, aber ich hatte mich später zu stark mit mir selbst beschäftigen müssen und das eigentliche Ziel, den Hook, etwas verdrängt.

Jetzt sah ich ihn vor mir.

Noch standen wir in Deckung der Bäume, aber wenige Schritte weiter waren wir schon frei zu erkennen.

Der rote Ryan hatte neben mir angehalten. Er legte seine rechte Hand auf meinen Oberschenkel, ich spürte, daß die Finger zitterten.

Auch für ihn war es nichts Normales.

»Wir sind da!« hauchte er.

Ich gab ihm keine Antwort, denn ich war von dem Anblick des Hook überwältigt.

Schon auf dem Weg hatte ich mir vorgestellt, wie dieses Monstrum wohl aussehen mochte. Ich hatte viele Möglichkeiten durchgespielt und die Palette meiner Phantasie ablaufen lassen, aber was ich dort zu sehen bekam, das setzte dem Faß die Krone auf.

So also sah er aus!

Der Hook oder der Monster-Troll hockte als breite, dunkelgrüne,

schuppige Masse auf einem kurzen Baumstamm oder auf einem braunen Pfahl, so genau war das für mich nicht zu erkennen. Er saß da wie ein Klumpen oder eine Qualle mit harter Oberfläche, obgleich er zwei lange, im Vergleich zum Körper dünne Arme besaß, die wie Dreiecke vorstanden und Winkel bildeten.

Er hockte ruhig dort und befand sich trotzdem in Bewegung, denn in seinem Innern pulsierte und zitterte es. An der oberen Seite stachen spitzwinklige Kämme hervor, in der Mitte ein besonders breiter. Unter ihm mußte sich auch der Kopf des Hook befinden, oder bestand dieser Teil vielleicht nur aus Maul?

Ich konnte es nicht sagen. Im Gegensatz zu ihm wirkte das uns begleitende Monstrum direkt klein.

Ich drehte den Kopf und schaute auf den roten Ryan hinab. »Das ist er also!« flüsterte ich.

»Ja. Enttäuscht?«

»Nein, nicht. Ich… ich … nun ja, ich habe mir gewisse Vorstellungen gemacht, bin jedoch an die Wahrheit nie ganz herangekommen. Kannst du mir erklären, woraus er besteht?«

»Er ist eine Mischung aus Tier, Monster und Pflanze. Er ist typisch für dieses Gebiet.«

»Ein Produkt der Natur, wie?«

»Genau, John, du hast es erfaßt. Er sieht sich zudem als Hüter der Natur an.«

»Da kann ich mir besseres vorstellen. Noch eine Frage. Wie gefährlich ist der Hook?«

»Für Eindringlinge lebensbedrohend. Auch wir müssen damit rechnen, daß er versuchen wird, uns zu fressen.«

»Dazu gehört ein Maul, ich sehe keines.«

Da lachte der rote Ryan. »O John, du irrst dich. Er hat ein Maul, er besteht fast nur aus Maul. Nur hält er es geschlossen. Wenn du genau hinschaust, wirst du auch seine Augen erkennen können. Im Verhältnis zum Körper sind sie klein, er braucht sie auch nicht, denn er besitzt andere Instinkte und Antennen.«

»Dann hat er uns bemerkt – oder?«

»Bestimmt.«

»Hier stehenbleiben können wir nicht. Wenn wir etwas gegen die Horror-Reiter unternehmen und ihn als Verbündeten haben wollen, müssen wir mit ihm reden.«

»Das ist klar.« Mein Begleiter nickte mir zu. »Wir werden nicht länger warten, John.«

Diese Worte waren für uns alle das Zeichen. Der rote Ryan setzte sich als erster in Bewegung. Gleichzeitig mit ihm schob sich auch das Monster voran und glitt schabend durch das dichte Gras, das wie ein hoher Teppich vom Boden abstand.

Nach drei Schritten hatten wir den Wald endgültig verlassen und standen auf der Lichtung.

Ja, der Hook hatte uns gesehen. Er zeigte dies auch sehr deutlich.

Nicht daß er von diesem komischen, mit Gravierungen übersäten Pfahl gesprungen wäre, nein, er tat etwas anderes und öffnete gelassen sein gewaltiges Maul.

Es war für mich schon ungewöhnlich. Im ersten Moment sah es so aus, als wollte er gähnen. Ein träger Koloß, den überhaupt keine Fremden interessierten.

Ich starrte auf die gewaltige Luke. Der rote Ryan hatte recht gehabt, der Körper des Monster-Trolls bestand fast nur aus Maul, in dem sich allerdings etwas bewegte.

Zuerst dachte ich an eine Zunge, die war es nicht, denn der Gegenstand stand hochkant.

Ich blickte genauer hin und wollte meinen Augen nicht trauen. Im Maul des Hook befand sich ein Mensch, eine Frau!

Ich stoppte das Reittier, auch der rote Ryan ging nicht mehr weiter. Er war ebenso überrascht wie ich. Nur unser Monster schob sich näher an seinen Meister heran.

»Wer ist das?« fragte ich.

Mein Freund hob die Schultern. »Es tut mir leid, John, ich kann es dir nicht sagen. Aus Aibon stammt die Person bestimmt nicht. Sie sieht mir aus wie ein normaler Mensch.«

»Ja, und nackt.«

»Ist es etwas Besonderes?«

»Kommt auf den Blickwinkel an.« Mehr sagte ich nicht, denn ich wollte mich auch durch Worte nicht ablenken lassen.

Die Person innerhalb des Mauls hatte ich noch nie gesehen. Besonders auffallend waren ihre Haare, die als gewaltiger Busch nicht nur vom Kopf her in die Höhe stachen, sie fielen auch teilweise auf den Rücken und die Schultern, als hätten sie sich gelöst. Einige Strähnen klebten zusammen wie lange Teerstücke.

Was machte sie?

Ich hielt sie unter Kontrolle und fragte noch einmal den roten Ryan. »Du hast gesagt, daß der Hook die Menschen frißt, verschluckt. Daß er sie als Nahrung braucht. Wie sieht es wirklich aus? Da bewegt sich jemand im Maul des Monstrums, als wäre es nichts Besonderes. Das kann ich nicht begreifen…«

»Ich auch nicht.« Der rote Ryan hob die Schultern. »Möglicherweise hat der Hook zu dieser Person eine außergewöhnliche Beziehung. Bei ihm weiß man das nie.«

»Andere Frage. Wie kannst du dich mit ihm verständlich machen? Dich unterhalten?«

»Nicht per Stimme, auf dem telepathischen Weg. Wir können

Gedanken als Worte austauschen.«

»Das ist gut.«

»Ich werde reden und seine Antworten auf mentaler Ebene empfangen. Halte du dich zurück.«

»Klar.« Die Frau hatte es geschafft und war so weit vorgegangen, daß sie die untere spitze Zahnreihe schon anfassen konnte. Sie traute sich allerdings nicht, das Maul zu verlassen. Für sie mußte es etwas Schützendes besitzen.

Auch sie hatte uns längst gesehen. Zu erkennen an ihrer Haltung, denn sie hielt den Kopf vorgebeugt und damit auch ihren Oberkörper. Sehr direkt schaute sie zu uns rüber.

Der rote Ryan übernahm die Initiative. Er bewegte sich langsam vor und spreizte dabei noch die Arme ab. Eine Geste des Friedens.

Der Hook sollte nicht denken, daß ihm einer von uns feindlich gesonnen war.

Meine Spannung wuchs. Noch immer auf dem Rücken des Hirschen hockend, drehte ich mich um.

Zuerst nach rechts, dann in die entgegengesetzte Richtung, konnte aber nichts erkennen. Am Waldrand blieb es ruhig. Was wenige Schritte dahinter lag, verschwamm in der dunkelgrünen, milchigen Brühe, die sich dort gebildet hatte.

Nach sechs Schritten blieb der rote Ryan stehen. Er veränderte die Haltung seiner Arme und streckte sie dem Monster-Troll entgegen.

»Wir sind nicht deine Feinde, Hook!«

Ich hatte den Drang, etwas hinzuzufügen, was ich auch tat. »Wir kommen als Freunde!«

Der rote Ryan drehte sich um. Er quittierte meine Bemerkung mit einem mißbilligenden Blick.

Der Monster-Troll reagierte äußerlich nicht. Auch seine Arme blieben in der unnatürlichen Haltung. Sie bildeten vom Körper abgespreizte Dreiecke, durch deren Lücken ich schauen konnte.

Etwas zitterte im Maul des Monsters. Auch die Frau wurde davon erfaßt, sie ging wieder einen Schritt zurück und kämpfte mit ihrem Gleichgewicht. Danach beugte sie sich vor.

Ich starrte auf den Rücken des roten Ryan. Er hatte mir noch keine Antwort übermittelt. Wollte er sie für sich behalten, oder reagierte der Hook nicht.

Doch, er mußte sich auf mentaler Ebene mit dem roten Ryan in Verbindung gesetzt haben, denn ich sah meinen Begleiter einige Male nicken. Dann hob er die Hand und drehte sich zu mir um.

Sein Gesichtsausdruck ließ nicht erkennen, was er dachte und was er erfahren hatte. Beim Sprechen bewegte er kaum die Lippen. Die Worte erreichten mich leise.

»Er glaubt uns wohl nicht.«

Ich ballte die rechte Hand zur Faust. »Hast du ihm etwas über die Horror-Reiter gesagt?«
»Natürlich.«
»Und?«
»Ich weiß es nicht genau. Er hat gemerkt, daß etwas nicht stimmt, daß jemand kommt, der ihm nicht wohl gesonnen ist, aber er ist so von sich selbst überzeugt, daß er die Gefahr eigentlich nicht wahrhaben will. Da kann man nichts machen.«
»Sag ihm, daß sie stärker sind.«
»Das habe ich versucht.« Der rote Ryan schüttelte den Kopf.
»Und was ist mit der Frau?«
»Die hat ihm das Monster gebracht. Es hat sie aus der Hütte geholt, wo dein Freund war.«
»Was?«
»Ja, aber frag mich nicht nach Zusammenhängen. Jedenfalls will er, daß wir verschwinden. Dies hier ist sein Land. Sollten wir ihm nicht gehorchen, wird er uns der Reihe nach umbringen, und er will mit der Frau anfangen.«
Ich schaute unwillkürlich auf das offene Maul. Die obere Hälfte bewegte sich schon. Wie ein großes Dach senkte sie sich der nackten Frau entgegen.
In meinem Innern begann es zu kochen. Schweiß rann über meinem Rücken. Die kleinen Bäche liefen dabei an der Gänsehaut entlang, die sich gebildet hatte.
»Ist sonst noch was?«
»Nein.«
»Dann versuch es, bitte.«
Der rote Ryan lächelte. »Wenn das so einfach wäre. Er glaubt mir nicht.«
»Trotzdem.«
Der Mann aus Aibon nickte. »Gut, mein Freund, dir zu Gefallen. Man kennt mich hier. Wäre ich nicht bei dir gewesen, hätte er längst versucht, dich zu töten.«
»Wie tröstlich.«
Der rote Ryan »sprach« wieder mit dem Hook. Ich überlegte, ob ich absteigen sollte, ließ es bleiben, weil der Hook die Bewegung möglicherweise als falsch hätte einschätzen können.
Das Monstrum mußte doch gespürt haben, daß sich in seinem Reich etwas tat. Die Statue war nicht grundlos aufgebaut worden.
Baphomet hatte seinen Weg gefunden. Die Horror-Reiter waren als Vorhut unterwegs und hatten ihre grausamen Todesspuren hinterlassen. Und der Hook als Beherrscher tat nichts.
Wieder schaute ich mich um.
Die Umgebung war die gleiche geblieben, trotzdem gefiel sie mir

nicht. Etwas hatte sich verändert, etwas lauerte zwischen den Bäumen und im Unterholz. Das war wie ein Sender, der etwas ausschickte, das als nicht geringe Warnung über meinen Rücken rann.

Der rote Ryan bewegte sich. Er deutete in die Runde, als wollte er dem Hook damit klarmachen, wo die Gefahr sich überall hätte verdichten können.

Nichts geschah.

Auch meine innere Unruhe verstärkte sich. Bisher waren mir die Horror-Reiter noch nicht über den Weg gelaufen. Daß sie sich in Aibon und auch in diesem Gebiet aufhielten, stand für mich fest, auch ohne daß ich sie gesehen hatte.

Waren sie schon da?

Ich mußte aufstoßen. Auf den Handflächen hatte sich der Schweiß angesammelt und war zu einer kalten, klebrigen Schicht geworden.

Das Licht zwischen den Bäumen verschwamm zu einer grünlichen Nebelmasse.

Die Stille irritierte mich. Aus dem Wald drangen keine Geräusche mehr. Kein gutes Omen…

Endlich drehte sich der rote Ryan um. Sein Gesicht zeigte einen Ausdruck, der zwischen Verwunderung und Enttäuschung lag. Ich sah meine Felle schon wegschwimmen.

»Und?«

»Er gibt uns nur mehr Sekunden, um verschwinden zu können. Er will keine Störenfriede haben. Mit seinen Gegnern wird er immer fertig, sagt er. Es tut mir leid.«

»Idiot!« flüsterte ich und schaute auf das offene Maul. »Ich werde zwar verschwinden, Ryan, aber ich kehre zurück. Ich lasse die Frau nicht in seine Futterluke.«

»Er wird sie nicht hergeben.«

»Dann zwinge ich ihn!«

»Wie denn?«

Eine Antwort blieb mir erspart, denn ich wurde von einer Bewegung abgelenkt.

Das uns begleitende Monstrum hatte bisher relativ still im hohen Gras gehockt. Auf einmal bewegte es sich, es wollte herumschwingen, hob den Kopf und riß das Maul auf.

Der rote Ryan ging zurück. »John, es geht los!« warnte er mich.

Es ging auch los, aber anders, als wir es uns beide vorgestellt hatten.

Aus dem Wald sauste etwas heran. Wir hörten noch das pfeifende Geräusch, sahen den schmalen, gestreckten Schatten und hörten den dumpf klingenden Aufprall.

Danach einen Schrei, als wäre eine Sirene eingeschaltet worden.

Das Monster zuckte, mit dem Kopf stieß es hoch, das Maul war offen, füllte sich mit einer blutähnlichen Flüssigkeit.

Ich aber starrte einzig und allein auf die Lanze, die aus dem Rücken des Monstrums ragte.
Ich wußte Bescheid.
Einer der Horror-Reiter hatte sie geschleudert!

***

Innerhalb einer Sekunde war die Lage radikal gekippt, hatte sich auf schlimme Art und Weise verändert, so daß wir nun gezwungen waren, zu kämpfen.
Und auch der Hook!
Um ihn kümmerte ich mich nicht. Ich dachte nur daran, daß der rote Ryan und ich ein wunderbares Ziel boten und die verfluchten Horror-Reiter sich in unserem Rücken versteckt hielten.
»Deckung!« brüllte ich dem roten Ryan zu und trieb den weißen Hirsch mit wilden Schenkelstößen an, wobei ich mich duckte und mich gleichzeitig nach vorn legte.
Der Hirsch sprang vor – zu spät.
Ich hatte die Lanze nicht gesehen, ich hörte nur das Pfeifen, und dann erwischte es mein treues Tier. Die Waffe hämmerte in seine hintere Flanke, sie riß das Tier auf und durchbohrte es in seiner gesamten Breitseite.
Wie vom Blitz getroffen, brach es zusammen. Ich hörte noch den klagenden Schrei, der mir ins Herz schnitt, dann katapultierte ich mich von dem sterbenden Tier weg, sah, als ich mich in der Luft befand, nach vorn und schaute auf den Monster-Troll, dessen Arme nicht mehr die mir bekannte Haltung eingenommen hatte.
Er zog sie auseinander und wirkte in dieser Haltung noch breiter und klobiger.
Geschickt rollte ich mich ab, als ich in das hohe Gras fiel, das meinen Aufprall dämpfte.
Mit dem Ohr rutschte ich dennoch über den Boden und vernahm die dumpfen Laute, wie sie entstanden, wenn Pferdehufe über den Grund trommelten. Für mich stand fest, daß die Horror-Reiter es nicht mehr in ihren Verstecken ausgehalten hatten.
Sie stellten sich zum offenen Kampf gegen den Hook. Der rote Ryan und ich mußten zusehen, daß wir nicht zwischen die Fronten gerieten und zermalmt wurden.
Ich schaute zum Rand der Lichtung, wo der rote Ryan glücklicherweise weglief und im Wald Deckung suchte.
Der Hook streckte sich auf seinem Maul. Er schüttelte sich dabei, irgend etwas geschah mit seinem Maul, da drückte sich etwas vor, dann fiel die nackte Frau über die untere Zahnreihe hinweg in die Tiefe und schlug im Gras auf, wo sie bewegungslos liegenblieb.
Ich dachte in diesem Moment nicht so sehr an die Horror-Reiter, nur

an die Frau, die ich retten wollte.

Geduckt und auch deckungslos hetzte ich auf sie zu. Ich bot zwar nur ein schmales Ziel, aber ich kannte die Treffsicherheit der AEBA-Geschöpfe, die schafften es immer, mich von den Beinen zu holen und meinem Leben ein Ende zu bereiten.

Auch der Hook bewegte sich. Ich schielte ihm entgegen. Er hockte noch auf seinem Stamm, doch der grüne Körper hatte sich quallenartig aufgeplustert und wirkte wie eine geblähte Fledermaus. Wenn er sich jetzt herabstürzte, würde er auf mich fallen…

Er tat es nicht.

Zwar stieß sich der Hook ab, doch er hatte soviel Schwung hinter diesem Kraftakt gelegt, daß er schaffte, über mich hinwegzufliegen.

Ich erreichte die Nackte, die dabei war, sich aufzurichten, mit einem Wehlaut wieder zurücksackte, weil irgend etwas mit ihrer Schulter und auch mit dem Bein war.

Aus fiebernden Blicken starrte sie mich an, als ich neben ihr zu Boden ging und noch ein Stück weiterrutschte. »Hören Sie, Miß. Bleiben Sie liegen, tun Sie um Himmels willen nichts. Bitte nicht rühren, nicht einmal den kleinen Finger! Okay?«

»Ja, ja…«

»Dann ist gut.«

Ich kam wieder hoch, drehte mich, zog die Beretta und nahm auch das Kreuz ab.

Der Hook und die Horror-Reiter hatten sich gefunden. Die Günstlinge des Grauens waren auf die Lichtung geritten. Zwei von ihnen hielten ihre Killerlanzen noch fest, die anderen beiden Waffen steckten in den Körpern der so unterschiedlichen Tiere.

Ich sah noch jemand.

Vom Waldrand her löste sich eine menschliche Gestalt, die mir zuwinkte. Mochte der Teufel wissen, woher er gekommen war, ich jedenfalls wußte es nicht.

Die lanzenlosen Horror-Reiter hatten ihre Schwerter gezogen, um sich dem Hook zu stellen. Mich sahen sie nicht oder wollten mich nicht sehen. Um Suko kümmerten sie sich ebenfalls nicht. Wenn sie diese Welt beherrschen wollten, mußten sie zunächst einmal mit dem Hook fertig werden.

Wahrscheinlich dachten sie, leichtes Spiel zu haben, denn das waren sie gewohnt. Wo AEBA erschien, erzitterte man.

Aber der Hook war nicht dumm, und seine Arme waren nicht grundlos so langsam gewachsen.

Zwei schnellten vor – und griffen zu!

So rasch, daß wir alle damit nicht gerechnet hätten, selbst die Horror-Reiter nicht. Sie wollten noch ausweichen. Einer riß sein Pferd herum, doch auch ihn erwischte es.

Das waren keine Hände, sie glichen schon gewaltigen Pranken, versehen mit langen scharfen Nägeln, und der Hook holte sich die beiden Horror-Reiter, die noch mit ihren Lanzen bewaffnet waren.

Er riß sie wie Puppen vom Rücken der Pferde, während er selbst quallendick und sehr breit auf der großen Lichtung hockte, sein Maul weit offenhielt, wahrscheinlich um die neue Beute dort verschwinden zu lassen.

Aus drei verschiedenen Richtungen schauten Suko, der rote Ryan und ich zu.

Leider waren wir zu weit vom Ort des Geschehens entfernt, um effektiv eingreifen zu können. Mit einer Silberkugel konnten wir den Horror-Reitern nichts anhaben. Um die Peitsche einzusetzen, mußte Suko näher heran. Noch aber zögerte er.

Der Hook hielt die beiden Gestalten fest, als wollte er sie zwischen seinen Pranken zerquetschen. Er schleifte sie über den Grund hinweg, die Füße knickten noch die Grasspitzen, und einer der Reiter schleuderte seine Lanze auf das Monstrum zu.

Kraftvoll warf er die Waffe, traf auch, aber der Hook war noch breiter geworden und gleichzeitig flacher, so daß die Lanzenspitze nur ein Stück von seinem Kamm abrasierte, was ihn nicht weiter störte, nur eben wütender machte.

Sein zweites Opfer konnte ihm keine Lanze entgegenschleudern.

Es wurde mit dem Rücken zuerst auf das breite Maul zugezerrt.

Hinzu kam, daß der harte Griff die Arme an den Körper preßte.

Die beiden noch freien Horror-Reiter hatten mittlerweile erkannt, in welch einer Gefahr ihre Artgenossen schwebten. Sie konnten sich nicht mehr zurückhalten und mußten etwas tun.

Wie die Teufel ritten sie los.

Das gab Suko die Gelegenheit, die Fläche zu überqueren und auf mich zuzurennen. Es gab zwischen uns keine Fragen, keine langen Erklärungen. Er wollte nur wissen, ob alles okay war.

»Ja«, sagte ich.

»Helfen wir mit?«

»Sollen wir?«

Suko grinste. »Wenn zwei sich streiten, freut sich zumeist der dritte. Mal abwarten.«

So dachte ich auch. Ich war gespannt, ob der Hook es schaffte, die Reiter zu vernichten oder zumindest die Hälfte von AEBA zu zerstören.

Feuer sprühte aus den Mäulern der Pferde, als sie mit harten Schlägen dazu angetrieben wurden, noch schneller zu werden. Ich hatte die Horror-Reiter schon öfter in Aktion erlebt, allerdings nie so wie jetzt, wo es um ihre eigene Existenz ging.

Die beiden, die zwischen den Riesenpranken des Hook steckten,

wehrten sich vehement. Aber auch sie hatten die Kraft des Monster-Trolls unterschätzt. Wer in Aibon eine derartige Macht ausübte wie er, der mußte schon etwas Besonderes sein.

Es kam nur darauf an, wer schneller war. Entweder schaffte es der Hook, seine Gefangenen ins Maul zu stecken, bevor ihn die beiden anderen erreichten, oder man zwang ihn, sich zu verteidigen, denn die Reiter hatten ihre Schwerter gezogen.

Ich wußte auch nicht, ob der Hook gegen die Flammen resistent war. Die stoben aus den Mäulern der Tiere wie eine höllische Glut.

Die Hufe trommelten ihr wildes Stakkato. Grassoden wirbelten in die Höhe, begleitet von feuchter Erde, Matsch und Dreck. Und die beiden Gefangenen näherten sich immer mehr dem breiten Maul dieser quallenartigen Bestie.

Obwohl alles rasend schnell ablief, kam es mir zeitverzögert vor.

Vielleicht weil wir es so intensiv erlebten, wobei ich dem Hook den Sieg gönnte.

Da schleuderte ein Reiter seine Waffe. Wie ein abgeschossener Pfeil durchschnitt die Klinge die Luft. Ob Zufall oder nicht, möglicherweise war sie auch nur hervorragend gezielt, jedenfalls verschwand die Klinge nicht im Maul der Bestie.

Sie knickte kurz vor Erreichen des Ziels noch nach oben weg, so daß sie schräg in die Oberlippentasche des Hook eindringen konnte.

Dies geschah, bevor der Monster-Troll die zwei anderen Reiter verschlingen konnte.

Er zuckte zusammen. Seine Hände bewegten sich zwar, aber sie zerrten die Gefangenen nicht mehr näher. Dafür wirbelten sie auf und nieder wie Trommelstöcke.

Die Zeit reichte den Horror-Reitern.

Der letzte Bewaffnete sprang mitsamt seinem Pferd über einen Arm des Hook hinweg, katapultierte sich aus dem Sattel und rammte im Flug seine Klinge dorthin, wo die beiden kleinen Augen des Trolls leuchteten. Die schuppige Haut hielt diesem Stich nicht stand.

Die Klinge spaltete sie auf, ein Auge zerfloß dabei, und aus der Wunde quoll dunkles Aibon-Blut hervor. Ich kannte es. Eine dunkelgrüne Masse rann träge am breiten Gesicht des Trolls herab.

Ich hatte mein Gesicht verzogen, der Monster-Troll heulte plötzlich auf. Er gab ein Geräusch ab, das sich wie ein »Blopp« anhörte, danach veränderte sich sein Körper wieder. Er zog sich zurück, gleichzeitig klappte das Maul schief zusammen, und der Horror-Reiter nutzte seine Chance erneut, denn er rammte die Klinge wieder vor.

Schräg diesmal, noch wuchtiger, und deshalb glitt sie viel tiefer hinein.

Ich drückte dem Hook trotzdem die Daumen, daß er den Kampf gewinnen würde. Noch besaß er die beiden anderen Reiter als Pfand,

aber seine Griffe waren längst nicht mehr so hart.

Das merkten die Gefangenen natürlich. Nun bewiesen auch sie, daß sie mit außergewöhnlichen Kräften ausgestattet worden waren.

Sie sprengten gemeinsam den Griff der Pranken.

Einer zog sein Schwert, hob es hoch und hackte den Arm des Mörder-Trolls ab.

Der Hook zog sich zurück.

Er war angeschlagen, schwer verletzt. Er rutschte mehr über den Boden, glitt auf seiner eigenen Spur aus Schleim und Blut dahin, als hätte er einen Stoß bekommen.

Die beiden Gefangenen waren noch ziemlich benommen, aber sie wollten ebenfalls weitermachen.

»Das sieht nicht gut aus«, sagte Suko.

Er sprach ins Leere, denn ich war schon losgelaufen, um mich um die Frau zu kümmern. Als ich sie anhob und über die Schulter wuchtete, schrie sie vor Schmerzen, darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen. So rasch wie möglich rannte ich auf die Deckung am Rand der Lichtung zu, wo der rote Ryan wartete und sie in seine Obhut nahm.

»Er wird nicht gewinnen«, sagte er.

»Das sehe ich auch. Und dann?«

»Ich weiß es nicht.« Während der Antwort hatte er zum Himmel geschaut. Aus irgendeinem Grund war er düster geworden. Nicht durch Schatten oder Staub, sondern durch die gewaltige Armee von Riesenvögel, die sich über der Lichtung zusammenballte.

Ich sah Suko rennen und hörte den roten Ryan schreien. »Das sind Guywanos Totenvögel, John.«

»Wieso?«

Suko hetzte herbei. »Wir müssen weg, die Vögel…«

»Ich weiß.«

Wir rannten nicht weg, wir suchten nur Deckung und sahen, wie sie sich aus dem Himmel nach unten stürzten. Sie kamen wie Düsenjäger im freien Flug, sie waren schwarz, lang, versehen mit mordgierigen, spitzen Schnäbeln, und sie warfen sich für den Hook in den Kampf, denn auch jemand wie Guywano konnte nicht zulassen, daß sich die Machtverhältnisse am Rande seines Reiches veränderten, denn als nächstes würden sie bestimmt versuchen, sein Gebiet zu annektieren.

Würden sich durch sein Eingreifen unsere Probleme praktisch von selbst lösen?

Es sah fast danach aus, denn auch mächtige Dämonen wie die Horror-Reiter konnten einer derartigen Übermacht nicht standhalten. Sie hatten es noch geschafft, sich wieder voll zu bewaffnen, kämpften mit Lanzen und ihren Schwertern.

Die Vögel erinnerten mich in diesem Fall an Kamikaze-Kämpfer.

Viele von ihnen stürzten in den Tod.

Am besten waren die Reiter auf ihren Gäulen. Sie hatten sich auf die Gäule geschwungen, ließen die Schwerter und Lanzen kreisen, wobei die Klingen in die Körper stießen, sie verwundeten oder zerhackten.

Die Lichtung ertrank im dunklen Blut der sterbenden Vögel, aber es kamen immer mehr heran.

Sie ließen sich einfach nicht aufhalten. Guywano, der mächtige Druiden-Dämon wollte reinen Tisch machen. Er hatte sich mit dem Hook verbündet, der ebenfalls schwer angeschlagen, aber nicht erledigt war und Befehle an seine im Wald versteckten Monstren geben konnte.

Was wir erlebten, hätte in ein Fantasy-Märchen gepaßt. In unserer unmittelbaren Nähe wurde es lebendig. Wir hatten das Gefühl, als würde sich der Boden auf tun, aber es war kein Erdbeben, das uns erwischte, sondern das Trampeln zahlreicher Beine, Füße und Tatzen. Die unheimlichsten Geschöpfe erschienen aus den Deckungen.

Igelähnliche Wesen, groß wie Schäferhunde, wurden begleitet von Raubtieren mit einem, zwei oder drei Hörnern.

Die Horror-Reiter kämpften wie die Wahnsinnigen. Dabei sprühten die Mäuler ihrer Pferde lange, breite Feuerlanzen gegen die Angreifer, verkohlten auch einige von ihnen, aber die Masse schafften sie nicht.

AEBA verlor.

Die vier Boten des Schreckens wurden immer weiter zurückgedrängt. Einer, der Diener des Götzen Baal, auf dessen Brust ein B leuchtete, kippte vom Rücken seines Tieres direkt auf zwei hochkant stehende Hörner, die ihn aufgespießt hätten, so aber blieben sie in einer Panzerung stecken, und er lebte weiter.

Einer seiner Artgenossen kam ihm zu Hilfe. Er drosch mit der Klinge zu und zerteilte das Monstrum in zwei Hälften.

Das Pferd drehte sich auf der Stelle. Ununterbrochen spie es Feuer, das einen weiten Flammenkreis bildete.

Sie schufen sich Platz und zogen sich zurück. Auch dem letzten Reiter war es gelungen, den Pferderücken zu erreichen. Er riß seinen Gaul herum, der das Kommando genau verstand und mit einem wahren Höllengetöse über die Lichtung hetzte, wo noch etwas Platz war. Dann hatte der Wald auch den letzten AEBA-Reiter verschluckt.

»Weg!« keuchte der rote Ryan. »Wir müssen weg!«

Suko nahm sich der Frau an. Er schleuderte sie über seine Schulter.

Ich war der letzte, der floh.

Einen Blick mußte ich noch riskieren und sah das viele Aibon-Blut.

Mittendrin hockte der Hook.

Apathisch, angeschlagen, schwer verletzt, aber nicht tot. Sein linkes Auge war zerstört. Dort befand sich jetzt ein Loch, aus dem eine Flüssigkeit ununterbrochen hervorrann. Ob er überlebte, war fraglich, es interessierte mich auch nicht.

Ich mußte weg.

Keuchend erreichte ich meine Freunde. Der Wald war in Bewegung geraten. Ungemein viele Stimmen umgaben uns. Da wurde geschrien, gepfiffen, gekrächzt oder gebellt.

Über uns wischten die Vögel hinweg, aber sie kümmerten sich nicht um uns, sondern kontrollierten den Weg der Horror-Reiter, die auch von den übrigen Monstren verfolgt wurden.

Wir überließen dem roten Ryan die Führung. Wo wir schließlich landeten, das war uns unbekannt. Jedenfalls war es eine ruhigere Stelle, eine kleine Insel aus Steinen, inmitten des Grüns.

»Bleibt hier stehen«, sagte der rote Ryan.

»Was ist das?« fragte ich, während Suko die Frau von seiner Schulter rutschen ließ und auf die Beine stellte. Er war ziemlich erschöpft.

»Ein magischer Platz«, erwiderter der rote Ryan. »Hier wirkt die Magie der alten Druiden.«

Ich begriff. »Du willst also, daß wir von hier aus den Weg in unsere Welt antreten.«

»Richtig.«

»Dann bis zum nächstenmal«, sagte ich, erntete ein Lächeln, dann setzte der rote Ryan seine Flöte an die Lippen und spielte eine Melodie, wie ich sie noch nie gehört hatte.

Diesmal aktivierte er die Magie.

Von unten her begannen die Steine zu leuchten. Das Grün erinnerte mich an die Waffen der Männer in Grau. Ich schaute an mir herab und hatte den Eindruck, als wären meine Füße durchsichtig geworden. Suko und Diana Lynn erging es nicht anders.

Dunkle Wolken schwebten auf uns zu, machten aus dem roten Ryan einen huschenden Schatten.

Es waren keine Wolken, denn wir befanden uns bereits auf dem Weg in unsere Welt und landeten dort, wo praktisch alles begonnen hatte, in der einsamen Blockhütte im Wald…

***

»Willst du mich töten?«

Der mir unbekannte Mann lag auf dem Boden der Hütte und hatte die Frage mit banger Stimme gestellt.

Ich schaute auf ihn nieder, sah seine Verletzungen und schüttelte den Kopf. »Weshalb sollte ich?«

»Schon gut.«

»Er denkt, Sie wären von der Konkurrenz«, sagte Diana Lynn. Sie hatte eine alte Decke gefunden und sich darin eingewickelt. Von Suko wußte ich, daß sie ein Trio gewesen waren und einer von ihnen hatte sterben müssen.

»Welche Konkurrenz?«

Diana redete wie ein Wasserfall. Auch der Verletzte stoppte den Sprechfluß nicht.

So hatten wir zum Schluß trotz allem noch einen Erfolg aufzuweisen, denn das verdammte Rauschgift würde nicht in die Hände gelangen, für die es bestimmt war, auch wenn ich es höchstpersönlich in die Toilette spülen mußte.

Wie der Kampf um das Grenzland weitergehen würde, stand in den Sternen. Uns freute es zunächst, daß die Horror-Reiter eine Niederlage erlitten hatten und in der nächsten Zeit die Finger von Aibon lassen würden.

Aufgeben allerdings würden sie nicht. Der Kampf ging weiter, wie immer…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 600 »Die Fee und die Horror-Reiter«